

EURO 2016

Fußballkultur-Reiseführer

FRANCE 3 BRÉSIL 0

Der unbekannte Nachbar

FRANKREICH



Albrecht Sonntag – Ihr Reiseleiter

Durch das Fußball-Frankreich des Sommers 2016 führt Sie Albrecht Sonntag, der nicht nur alle Rahmen-texte zur Fußballkultur verfasste, sondern auch die Autoren koordinierte und ihre Städte-Porträts über-setzte.

Nach Frankreich zog es ihn vor einem Vierteljahr-hundert wegen – natürlich – „l’amour“! Heute ist der Exil-Schwabe (Jahrgang 1962) als Professor für Europastudien an der ESSCA École de Management in Angers im Loire-Tal tätig. Seit Jahren zerbricht er sich als Sozialwissenschaftler den Kopf darüber, was der Fußball mit den sonst eigentlich ziemlich vernünftigen Europäern anstellt. Niedergeschlagen hat sich diese seltsame Beschäftigung in einem in-ternationalen Forschungsprojekt namens „FREE“*.

**Football Research in an Enlarged Europe www.free-project.eu*

Appetit auf mehr?

Aus Platzgründen war es in diesem Reiseführer natürlich nicht möglich, alles Wissenswerte zum französischen Fußball unterzubringen. Wer aber beim Lesen auf den Geschmack kommt und das eine oder andere Thema vertiefen möchte, der ist herzlich eingeladen, auf unserer eigens bereitge-stellten Webseite vorbeizuschauen. Dort stehen weiterführende Texte zur französischen Fußballkultur zum kostenlosen Download bereit. Scannen Sie einfach den QR-Code mit Ihrem Handy oder Smartphone.



www.essca.fr/Euro2016



Frankreich.

Der unbekannte Nachbar.



3

Die Spielorte

Mehr als 1.000 km Fahrtstrecke liegen zwischen Lille und Marseille an der Mittelmeerküste. Beworben hatte sich Frankreich für eine Europameisterschaft mit 16 Teams und 31 Spielen. Plötzlich waren es dann 24 Mannschaften und 51 Spiele. Panik kam beim erfahrenen Ausrichter trotzdem nicht auf: schon bei der WM 1998 wurde die Teilnehmerzahl ohne Vorwarnung von 24 auf 32 aufgestockt. Gut, dass Frankreich über eine Reihe erprobter Austragungsorte verfügt und die nötige Verkehrs-Infrastruktur für angenehme Reisen hat. Die passende Lektüre für unterwegs halten Sie ja schon in der Hand.



INHALTSVERZEICHNIS



== Vorwort der Herausgeber06

== Der unbekannte Nachbar08

== Spielorte und Nichtspielorte16

== Wo die Sonne verstaubt. Ist es besser, viel besser, als man glaubt! .. 18

Lens. Der Mythos vom Malocher-Fußball aus der Zeche.....20

Lille. In der lebendigen Metropole des Nordens.30

== Europas Fußball kommt nach Hause zurück40

== Auf und hinter dem périph'. Vom Parc des Princes zum Stade de France..... 46

Paris. Der Parc des Princes. 48

St. Denis. Le Stade de France. 58

== Ziemlich beste Feinde! Von den sozialen Gräben in der Provinz.....68

Lyon. Olympisches Kino.70

St. Étienne. Im Kessel.80



INHALTSVERZEICHNIS



== Frankreichs Sommermärchen 1998	90
--	----

== Willkommen in Ovalien! Wo der Fußball nur die Nummer zwei ist	98
---	----

Bordeaux. Nette Ultras an der Gironde	100
--	-----

Toulouse, meine Heimat. Ô mon pays !	110
---	-----

== Ça va, Mesdames ? Ça va très bien, merci !	120
--	-----

== Voll ins Blaue! Fußball an der Côte d'Azur:	124
---	-----

Marseille. Frankreichs wahre Fußball-Hauptstadt.	126
--	-----

Nizza. Fußball an und in der Riviera.	136
--	-----

== Frankreich, das etwas andere Fußball-Land	146
---	-----

Impressum	154
-----------------	-----



VORWORT DER HERAUSGEBER

Vielleicht werden Sie enttäuscht sein. Mannschaftskader oder einen Spielplan der Europameisterschaft suchen Sie auf diesen Seiten vergeblich. Auch für die Recherche nach günstigsten Hotels, der richtigen Straßenbahn-Linie zum Stadion oder diesem pittoresken kleinen Fischrestaurant, nach dem Sie schon immer gesucht haben, verweisen wir höflich auf die passende App Ihres Mobiltelefons.

Wenn wir trotzdem darauf vertrauen, dass Sie in Ihrem Gepäck ein bisschen Platz für diesen Reiseführer lassen, dann darum, weil wir wissen, dass auch Sie sich nicht nur auf das drittgrößte Sportevent der Welt und die besten Fußballer des Kontinents freuen. Sondern vor allem auch darauf, gleich hinter der deutsch-französischen Grenze ein merkwürdig unbekanntes Fußball-Land zu finden, in dem es weit mehr zu entdecken gibt als die allmählich verblassende Erinnerung an Platini, Zidane, Henry und Co. oder Zlatans PSG.

Je intensiver wir uns mit der Geschichte und Gegenwart des französischen Fußballs beschäftigt haben, wurde uns eines bewusst: Fußballerisch gesehen ist Frankreich tatsächlich ein eher unbekannter Nachbar. Seit Jahren liefert seine Nachwuchsförderung aufregende Spieler für die europäischen Top-Teams, seine Vereinsmannschaften kreuzen regelmäßig und durchaus erfolgreich den Weg der Bundesliga-Clubs im Europapokal. Trotzdem scheint es hinter England, Italien und Spanien nur schemenhaft in unserem Fußballbewusstsein abgespeichert.

Wir haben zehn französische Autorinnen und Autoren gebeten, uns ihre Fußballstädte und ihre lokale Fußballtradition zu zeigen. So, wie sie sie sehen. Von Lens und Lille hoch im Norden bis nach Marseille und Nizza an der Mittelmeerküste. Wissenschaftler, Journalisten, Schriftsteller, Fußballverrückte. Unter der souveränen Spielleitung von



VORWORT DER HERAUSGEBER

Albrecht Sonntag, ausgewiesener Kenner des französischen Fußballs und seit 25 Jahren in Frankreich zu Hause, ist so ein Fußballkultur-Reiseführer entstanden, wie wir ihn uns selbst als Fußballreisende bei großen Turnieren immer gewünscht haben.

Dieser Reiseführer ist für uns eine Premiere. Auch wenn wir, die DFB-Kulturstiftung und die Koordinationsstelle Fanprojekte bei der dsj (KOS), die Welt- und Europameisterschaften traditionell nicht nur als sportliche Highlights begreifen, sondern als großartiges Spielfeld der Begegnung von Menschen ganz unterschiedlicher Sprachen und (Fußball-) Kulturen. Während die KOS in Partnerschaft mit dem DFB seit 1992 mit mobilen Fanbotschaften bei den großen Turnieren vor Ort Service und Hilfe bietet, stellt die DFB-Kulturstiftung alle zwei Jahre mit Kulturprogrammen, Events, Lesungen, Film- und Musikangeboten die Fußballkultur des Gastgebers vor.

Rund 2,5 Millionen Zuschauer werden die 51 Spiele vor Ort erleben, mehr als die Hälfte von ihnen reisen als Gäste nach Frankreich. Dazu kommt eine in die Milliarden gehende Zahl von TV-Kontakten weltweit. Was für eine wunderbare Chance der Begegnung und des (Kennen-)Lernens! Nutzen Sie sie.

Viel Spaß beim Lesen!

Frankfurt, im Mai 2016





Der unbekannte Nachbar



8

Mal ganz ehrlich: Interessieren Sie sich für den französischen Fußball? Wären Sie in der Lage, den Überraschungsmeister von 2012 zu nennen? Wüssten Sie wenigstens, welcher Club Rekordmeister ist? Oder wie viele französische Spieler den Ballon d'Or für Europas Fußballer des Jahres gewonnen haben?

Die Antworten auf diese harmlosen Fragen finden Sie am Ende dieses Kapitels. Die Antwort auf die Frage, warum den meisten Deutschen der Fußball in Frankreich herzlich egal ist, verdient einen genaueren Blick.

Aber schauen wir zuerst kurz hinein in dieses Land, das uns nach Jahrzehnten der Aussöhnung, Annäherung und Partnerschaft so nah geworden ist, das zu verstehen uns dann aber doch oft ziemlich schwerfällt.



Momentaufnahme 2016

Im Frühsommer 2016 heißen Sie die Franzosen in einem Land willkommen, das nicht unbedingt in seinem Normalzustand ist. Vor sechs Jahren, als die Europameisterschaft vergeben wurde, hätte man nicht gedacht, dass die Monate vor dem großen Fußball-Fest eine eher bedrückte, von einem Gefühl der Unsicherheit und gesellschaftlichen Problemen belastete Zeit sein würden. Keine Frage: Frankreich hat schon bessere Tage gesehen.

Das Jahr 2015, das mit dem unfassbar brutalen Angriff auf die Pressefreiheit in den Redaktionsräumen von *Charlie Hebdo* begonnen hatte und dann mit dem Horror der noch massiveren Attentate des 13. November zu Ende ging, hat tiefe Spuren hinterlassen. Es ist ja nicht so, dass die Franzosen nicht schon in der Vergangenheit immer wieder Erfahrungen mit Terroranschlägen im eigenen Land gemacht hätten. Normalerweise sind gerade die Pariser tapfere Leute, die sich nicht so schnell einschüchtern lassen.

Aber dieses Mal wurde ein noch nie da gewesenes Niveau erreicht. Nicht nur weil die Zahl der Opfer besonders hoch war, sondern weil die Terroristen auf das Herz der Nation gezielt hatten, auf fundamentale Prinzipien des Zusammenlebens und auf Werte, die das Leben in diesem Land so reichhaltig und attraktiv machen.

Der Staat versucht, seine Bürger so gut er kann zu beruhigen. Der Ausnahmezustand wurde bereits zum zweiten Mal verlängert, die zahlreichen Patrouillen bewaffneter Soldaten in den Städten sollen Sicherheit vermitteln. Und natürlich sind die Franzosen fest dazu entschlossen, sich auf keinen Fall von Angstgefühlen unterkriegen zu lassen. Das wäre ja noch schöner!

Aber die Unbeschwertheit, die Leichtigkeit, die den Alltag hier in der Hauptstadt und den Provinzmetropolen mit ihren tadellos funktionierenden öffentlichen Dienstleistungen und ihrem bunten Kulturangebot so lebenswert machen, die sind im Moment etwas unterdrückt. Zumal sich gleichzeitig bei vielen Bürgern langsam auch ein Bewusstsein dafür breitmacht, dass ihre gute alte Republik dringend der Erneuerung bedürfte.



Das Präsidial-System ist zu einer institutionellen Zwangsjacke geworden, die das Land blockiert. Es kann gar nicht mehr anders, als überzogene Erwartungen hervorzurufen und dadurch die Frustrationswellen zu programmieren, die das Land in regelmäßigen Abständen durchlaufen. Eine wirkliche Alternative ist noch nicht in Sicht. Dass viele sich aus Protest den vereinfachenden Parolen der rechtsradikalen Nationalisten zuwenden, ist teilweise verständlich, führt aber mit Sicherheit nicht zu neuen Ideen. Eher zu Scheinlösungen, die mit den Grundwerten der französischen Gesellschaft unvereinbar sind.

Keine einfache Situation. Ob der Fußball damit seinem großen Sommerfest und den gutge-launten Reisenden aus ganz Europa ein bisschen Frohsinn und Ausgelassenheit zurückbringen kann? Freundliche Gastgeber sind die Franzosen ja sowieso und zu Recht stolz auf ihr tolles Land und seine Städte. Und in den internationalen Reaktionen auf die Terroranschläge, in Deutsch-

Bilder, die im Gedächtnis bleiben: ratlose Fußballfreunde auf dem Rasen des Stade de France am Abend des 13. November 2015.





land und anderswo, haben sie auch gesehen, wie viele Freunde sie sogar bei denen haben, die sich oft einen Spaß daraus machen, auf ihnen herumzuhacken. Die gemeinsam mit den Engländern gesungene Marseillaise in Wembley im November war ein berührender Moment, spontane europäische „Trotz-allem-Solidarität“.

Die deutschen Fußball-Touristen werden auf jeden Fall herzlich willkommen sein. Keine Angst vor großen Worten: die deutsch-französische Freundschaft, das ist keine politische Augenwischerei, sondern eine real existierende Errungenschaft, die tief in beide Gesellschaften hineinreicht. So viele Bürger haben in unzähligen Städtepartnerschaften, Austausch-Begegnungen und Urlaubsreisen eine persönliche Beziehung mit dem Nachbarland aufgebaut, sich kennen- und schätzen gelernt. Ein Geschenk der Geschichte.

Umso mehr muss die Frage erlaubt sein: Wie kommt es bloß, dass wir Deutschen die Alltags-Kultur der Franzosen – ihr berühmtes „Savoir-vivre!“ – insgeheim bewundern, Frankreich als einzigartiges Kultur- und Reiseland schätzen und gleichzeitig so wenig Interesse für die französische Populärkultur aufbringen?

Gut, man nimmt den einen oder anderen Film zur Kenntnis, hauptsächlich Komödien. Aber sonst? Wer kennt in Deutschland außerhalb des sehr überschaubaren Kreises der ARTE-Zuschauer schon die vielfältige aktuelle Chanson-, Pop-, Rock- und Rapszene, wer versteht die französische Liebe zur „bande dessinée“ (wofür die Deutschen immer noch kein eigenes Wort haben und aufs unzutreffende „Comics“ zurückgreifen müssen), wer bringt noch Interesse auf für französische Gegenwartsliteratur? Eben.

Am seltsamsten ist, dass sogar der Fußball, die populärste aller Kulturen, die ohne weiteres grenzüberschreitend zu verstehen wäre, da keine Ausnahme macht.

Vereint in der Gleichgültigkeit

Wird man sich erst einmal seiner eigenen Unkenntnis des französischen Fußballs bewusst, verweist man auf deutscher Seite dann meist auf das vermeintlich schwache Niveau der französischen Liga. Es ist zwar richtig, dass die Ligue 1 in den letzten Jahren an Boden verloren hat, aber dieses Argument wurde schon verwendet, als die französische Meisterschaft Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre scharenweise deutsche Stars wie Karlheinz Förster, Klaus Allofs, Rudi Völler oder Jürgen Klinsmann anlockte und als Frankreich Mitte der 90er mehrere Jahre lang auf Platz 2 der UEFA-Rangliste stand.



Wer nun glaubt, die Franzosen würden aus ihren Niederungen andächtig zum strahlenden Firmament der Bundesliga emporschauen, der täuscht sich gewaltig. Im Gegenteil: sie zahlen die deutsche Gleichgültigkeit mit gleicher Münze heim. Es war fast schon rührend, zu beobachten, wie sich Bixente Lizarazu während seiner Jahre in München abstrampelte, den Franzosen den deutschen Fußball näherzubringen, und nicht müde wurde, zu betonen, dass die Bundesliga dasselbe Interesse verdient wie die Ligen in England, Spanien oder Italien. Zum Schluss gab er's auf: „Ich bin's einfach leid. Das ändert sich sowieso nie. Das ist wohl in der französischen Mentalität verankert.“ (Interview mit *France Football*, 2002.) Ähnlich frustrierte Töne gab's auch von Willy Sagnol, Johan Micoud oder Valérien Ismaël.

Im November 2003, anlässlich des Freundschaftsspiels in Gelsenkirchen, bei dem sich die deutsche Abwehr die Rückennummer von Thierry Henry beim Hinterherlaufen konzentriert einprägte, führte der damalige Chefredakteur von *L'Equipe*, Fabrice Jouhaud, ein kleines Quiz zum deutschen Fußball im französischen Mannschaftslager durch. Auf die Frage „Wie oft war Deutschland Weltmeister?“ gab gerade mal die Hälfte der befragten Fußball-Profis (Profis!) die richtige Antwort. Wo das Endspiel der nächsten WM stattfinden würde, wussten genau drei Spieler (laut Robert Pires war Bonn geplant). Ein ganz schwaches Bild.

Die gleiche gegenseitige Ignoranz gilt für die großen Momente der Vergangenheit, die im kollektiven Fußball-Gedächtnis abgespeichert sind. Kommt man mit seinem Anekdoten-Schatz aus der deutschen WM-Geschichte nach Frankreich, hat man schnell den Eindruck, die Franzosen hätten immer ganz andere Turniere angeschaut. Der Begriff „Wembley-Tor“ sagt niemand etwas. Das Herzschatz-Halbfinale gegen Italien in Mexiko 1970, das vielen als „bestes Spiel aller Zeiten“ gilt? Laut Michel Hidalgo, Trainer des Europameisters 1984, lediglich „zwei langweilige, belanglose Halbzeiten“, bevor es in die Verlängerung ging. Das „Wunder von Bern“? Genau 8 % der Franzosen können mit dem Ausdruck „le miracle de Berne“ überhaupt etwas anfangen. Und für die, denen man auf die Sprünge hilft, handelt es sich dabei um eine schreiende Ungerechtigkeit der Fußballgeschichte, in der gedopte Kraftmeier die ungarischen Virtuosen um ihren verdienten Titel brachten, nachdem sie Puskás in der Vorrunde mit Absicht verletzt hatten. Beckenbauers WM-Triumph 1990? Die schlechteste WM der Geschichte, die durch einen geschenkten Elfer entschieden wurde.

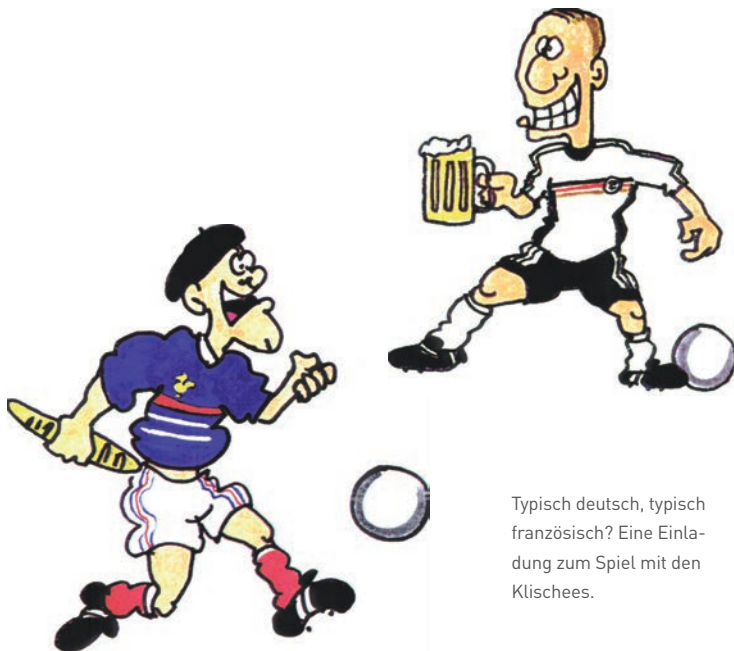
Umgekehrt ist man bei den Franzosen entsetzt, wenn man in Deutschland gelangweilt über Ereignisse hinweggeht, die in Frankreich Kultstatus haben. Laut einer Umfrage des FREE-Projekts erinnern sich drei Viertel



der französischen Fußballfreunde an das deutsch-französische WM-Halbfinale von Sevilla 1982, aber nur ein Drittel der deutschen. Dass Pelé mit 17 die Weltmeisterschaft in Schweden aufmischte, ist allgemein bekannt. Dass er im Halbfinale gegen Frankreich allerdings erst dann seine Tore schoss, als der Klasse-Stopper Robert Jonquet (58 Länderspiele, zweimal Europacup-Finalist) nach einem Duell mit Vava einen Wadenbeinbruch erlitt und damals bekanntlich keine Einwechselspieler vorgesehen waren, ist in Deutschland überhaupt nicht bekannt.

Das Aufbrechen der Klischees

Bei derart auseinanderklaffenden Wahrnehmungen ist man schnell versucht, Spekulationen über versteckte Überlegenheits- oder Minderwertigkeitskomplexe anzustellen. Das bringt einen heute aber auch nicht mehr weiter. Spätestens seit 1998/2000 sind die Franzosen keineswegs mehr die schön spielenden Loser, zu denen man sie lange abgestempelt hat; und spätestens seit 2006 sind die Deutschen nicht mehr die dumpfen Kampfmaschinen ohne Spielkultur, als die sie gerne verunglimpft wurden.



Typisch deutsch, typisch französisch? Eine Einladung zum Spiel mit den Klischees.



Nicht abzustreiten ist natürlich, dass die Fußballgeschichte in ihren insgesamt 150 Jahren bei den zahlreichen Aufeinandertreffen zwischen einzelnen Nationen unweigerlich durch außersportliche, jahrhundertealte Fremd- und Feindbilder sozusagen „toxisch“ verunreinigt wurde. Bilder, auf die all die Reporter und Kommentatoren zwangsläufig zurückgreifen mussten und die auch klar identifizierbare „ästhetische“ Vorlieben produzieren: Fragt man die Fußballfans in beiden Ländern, was genau das Spiel für sie so interessant macht, stellen die Franzosen eindeutig die „technischen Fähigkeiten der Spieler“ in den Vordergrund (56,7 % nennen sie an erster oder zweiter Stelle gegen 35,3 % der Deutschen), während man in Deutschland „die taktische Kompetenz der Mannschaften“ als wichtiger betrachtet (46,9 % gegen 31,7 % in Frankreich). Da liest man dann auch ein Spiel anders, je nachdem, wo man aufgewachsen ist.

Und so füttert der ganze klischeebeladene Fußballdiskurs das kollektive Fußball-Gedächtnis, das letztlich genauso wie das Gedächtnis der Weltgeschichte funktioniert: zuerst wird gefiltert, was überhaupt als „gedenkwürdig“ angesehen wird, und dann wird mit einer sehr selektiven Wahrnehmung definiert, wie diese gemeinsame Erinnerung zu interpretieren ist. Das Ganze sedimentiert sich auf Dauer und wird zur unverrückbaren historischen Wahrheit.

Das Schöne am Fußball ist, dass Großereignisse genau diese festzementierten Klischees und Stereotypen aufbrechen können. Für diejenigen, die selber hinfahren, gibt es die Möglichkeit, ins Gespräch zu kommen, sich über die unterschiedlichen Auffassungen gemeinsam zu amüsieren und beim Gruppenselfie aktiv mit den Klischees und Stereotypen zu spielen. Für diejenigen, die zu Hause auf dem Sofa bleiben, überbieten sich die Medien heute darin, eine Welt- oder Europameisterschaft mit Geschichten über das Gastgeberland zu umrahmen. Und sie tun das mit weit größerer Aufgeschlossenheit als in der Vergangenheit. Man wird sehen, ob sich der deutliche Rückgang an abgenutzten, bescheuerten Wortspielen, den man in Frankreich seit der WM 2006 beobachten konnte, auch diesen Sommer in den deutschen Medien konstatieren lässt. Insgesamt geht die Tendenz eindeutig zu mehr wechselseitigem Respekt.

Natürlich darf man trotzdem den Kopf schütteln über die eigentlich ganz netten, aber unberechenbaren und undisziplinierten Franzosen, genau wie man dort den Kopf schüttelt über die eigentlich ganz netten, aber so berechenbaren und disziplinierten Deutschen. Hauptsache, man interessiert sich füreinander.



Dezember 1984: France Football feiert Michel Platini, zum zweiten Mal Europas Fußballer des Jahres.

Um gleich gut ins Gespräch zu kommen, hier schon mal die Auflösungen zu den eingangs gestellten Fragen:

1. In der Saison 2011/2012 gewann der Montpellier HSC zur Überraschung aller die französische Meisterschaft mit drei Punkten Vorsprung auf den PSG.

2. Als Rekordmeister wird die AS Saint-Étienne mit 10 Titeln geführt (errungen zwischen 1957 und 1981). Der Olympique de Marseille kommt auf 9 Titel, der FC Nantes auf 8.

3. Vier Franzosen wurden zu Europas Fußballer des Jahres gewählt: Raymond Kopa (1958), Michel Platini (1983, 1984, 1985), Jean-Pierre Papin (1991) und Zinédine Zidane (1998).



Spielorte und Nichtspielorte

Wir befinden uns im Jahre 2016 n. Chr. Ganz Gallien ist von der UEFA besetzt. Ganz Gallien? Nein! Einige von unbeugsamen Galliern bevölkerte Dörfer hören nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten ...

Im Abseits

Schaut man sich die zehn Spielorte dieser Europameisterschaft auf der Frankreichkarte an, dann stellt man schnell fest, dass der gesamte Osten des Landes – das Elsass, Lothringen, Burgund und die Champagne, also vom Rhein bis zu den Toren von Paris – sowie der Nordwesten – die Bretagne, die Normandie und die Pays de la Loire – offensichtlich ins Abseits gelaufen sind. Schaut man dagegen auf die Tabelle der französischen Liga, bemerkt man, dass diese Regionen in der Saison 2015/2016 immerhin acht Erstligisten gestellt haben, zwei aus dem Osten (Reims und Troyes), einen aus der Normandie (Caen), zwei von der Loire (Nantes und Angers) und mit Rennes, Guingamp und Lorient gleich drei aus der Bretagne (wobei die Bretonen selber die Stadt Nantes übrigens als zu ihrer Region zugehörig betrachten). Von tiefster Fußballprovinz kann also keine Rede sein.

Dass die EM in diesen Regionen nicht Halt macht, ist schade, erklärt sich aber in erster Linie durch vernünftige Haushaltsführung der einzelnen Städte. In den meisten der genannten Städte sind die Stadien einfach zu klein, um den Auflagen der UEFA gerecht zu werden. Und die Stadträte sehen nicht ein, warum man wegen vier oder fünf Länderspielen zig Millionen Euro in die Erweiterung von Sportanlagen investieren sollte, die keiner der Clubs hinterher vollkriegt. So zum Beispiel in Nancy, das eigentlich auf der Liste der ursprünglich neun Austragungsorte stand, die dann auf elf erhöht wurde, nachdem die UEFA die Aufstockung der EM auf 24 Teilnehmer beschlossen hatte. 2011 entschied der Stadtrat dann, das Handtuch zu werfen. Zuvor hatten 57 % der Einwohner der Stadt in einer Umfrage das Projekt als „unnötig“ bezeichnet.

In der Bretagne sieht es ähnlich aus: der Roazhon Parc der Regionalmetropole Rennes empfing in der vergangenen Saison durchschnittlich 24.000 Besucher pro Heimspiel. Die sorgen bei einem Fassungsvermögen von 30.000 Zuschauern für eine starke Stimmung auf gut gefüllten Rängen, statt sich im weiten Rund einer Großarena zu verlieren. In das Stadion der Kleinstadt Guingamp, das auf den lustigen Namen „Roudou-rou“ hört, passen grade mal 18.000 Besucher, also ungefähr so viel, wie



die ganze Stadt mitsamt ihren Vororten an Einwohnern hat. Der aktuelle Durchschnitt von 14.000 Zuschauern ist da schon mehr als beachtlich.

Das Verhalten der heutigen Verantwortlichen ähnelt dem ihrer Vorgänger in den 30er Jahren. Die 1936 an die Macht gekommene Linksregierung des Front populaire widerstand der Versuchung (und dem Druck der Rechten), es bei der WM 1938 im Stadionbau mit der Nazi-Olympiade von 1936 gleichzutun. Im Nachhinein wahrscheinlich eine gute Idee.

Der Härtefall

Ein Härtefall ist Nantes. Die beliebte Metropole an der Loire war eigentlich wie für die EM 1984, die WM 1998 und die Rugby-WM 2007 gesetzt. Als aber klar wurde, dass die von den UEFA-Auflagen geforderten baulichen Veränderungen an die 80 Millionen Euro kosten würden, sah der eigentlich sportbegeisterte Bürgermeister Jean-Marc Ayrault von einer Bewerbung ab.

So bleibt mit Nantes eine Stadt im Abseits, der man viele Sternstunden des französischen Fußballs verdankt. Mit acht Meistertiteln zwischen 1965 und 2001 und drei Pokalsiegen ist der FC Nantes eine der ersten Adressen in Frankreich. Mehr als das: für viele Franzosen stehen die wegen ihrer gelb-grünen Clubfarben sogenannten „Kanarienvögel“ für eine besondere Idee vom Spiel: „Der Erfolg ist die Konsequenz unserer Spielweise, nicht das Ziel“, wie es der Meistertrainer von 2001, Raynald Denoueix, einmal perfekt auf den Punkt brachte. Der „Nichtspielort“ Nantes, der auf die EM verzichtet hat und doch unverzichtbar ist für das Verständnis der französischen Fußballgeschichte, wäre ein eigenes Kapitel wert gewesen. Lesen Sie's im Internet nach (siehe Seite 2).

Neue Bühnen

Anderswo hat man tief in die Tasche gegriffen, um die EURO 2016 gebührend empfangen zu können. Brandneue, topmoderne und ästhetisch gelungene Stadien in Lyon, Nizza, Lille und Bordeaux, massive Umbauarbeiten in Marseille, seriöse Liftings in Lens, Paris, Saint-Étienne und Toulouse. Angesichts des Stadion- und Bundesligabooms in Deutschland seit der WM 2006 wurde in Frankreich viel darüber geklagt, dass man die Chance von 1998 nicht wirklich genutzt habe, um die Infrastrukturen radikal zu modernisieren und in der Folge auch die Verdienstmöglichkeiten besser ausschöpfen zu können. 2016 wollen sich die betroffenen Städte und Clubs ein solches Versäumnis nicht mehr vorwerfen lassen. Sie bieten würdige Bühnen für großes Theater. Vorhang auf!



LENS/LILLE





Wo die Sonne verstaubt.

Ist es besser, viel besser, als man glaubt!

Willkommen bei den Sch'tis! Was den deutschen Fußballfreunden das Ruhrgebiet ist, das ist den französischen der hohe Norden des Landes. Mit erstaunlich ähnlichen Bildern und Assoziationen, die im kollektiven Gedächtnis abgespeichert sind. Dass die Nachbarn aus Lens (mit scharfem „s“ am Ende, genau wie „France“) und Lille (einfach das „e“ weglassen) als Spielorte für die EM gesetzt sein würden, war unumgänglich. Wäre ein großes Turnier in Deutschland ohne Spiele auf Schalke und in Dortmund denkbar? Eben.

Klar, die attraktivste Ecke Frankreichs, dieses mit landschaftlicher Schönheit und kulturgeschichtlichen Stätten auf geradezu empörend ungerechte Weise gesegneten Landes, ist die Region im Norden mit Sicherheit nicht. „Du bist keine Schönheit. Vor Arbeit ganz grau“, würde ein französischer Grönemeyer singen, und das ist auch genau das Bild, das man südlich der Seine vom Norden hat. Für die meisten Franzosen ist die alte Industrieregion eben das Land der Zechen und Arbeitersiedlungen, des grauen Himmels über einer langweilig flachen Landschaft, auf der sich nur die Abraummalden abheben; ein undefinierbarer, verwachsener Ballungsraum: „Leider total verbaut!“ Und keiner, der ein trotziges „Aber grade das macht Dich aus!“ anhängen würde.

Dabei schlägt sich die Region mehr als tapfer durch ihren jahrzehntelangen Strukturwandel. Der Norden, das ist viel mehr als Bergbau-Nostalgie. Lille, die europäische Kulturhauptstadt 2004, hat sich in den letzten 15 Jahren zu einer Dienstleistungs-City mit zahlreichen Hochschulen und beachtlicher Lebensqualität gewandelt. Aber die Leistungsfähigkeit der Region mit ihren internationalen Großunternehmen wird im Rest des Landes kaum wahrgenommen – „Bist einfach zu bescheiden!“

Immerhin, auch im Süden ging man massenhaft in Dany Boons längst Kult gewordene Komödie über die „Sch'tis“. Jetzt weiß jeder, dass es da oben zwar in der Tat relativ wenig Sonne am Himmel gibt, dieser Mangel aber locker wettgemacht wird vom augenzwinkernden Humor und der ungespielten mitmenschlichen Wärme seiner Bevölkerung – „Hier, wo das Herz noch zählt ...“

Lassen Sie sich einfach überraschen. Nehmen Sie sich ein paar Tage Zeit für diese nette, spannende Ecke Frankreich. Und drücken Sie dem guten alten RC Lens die Daumen, dass es bald wieder mal mit dem Aufstieg klappt. Glückauf!

Bergbau-Nostalgie in der Choreo: im Kop von Lens.



Lens.

Der Mythos vom Malocher-Fußball aus der Zeche.



Lens ist die kleinste der Städte, in denen die EURO 2016 Halt macht. Sie zählt gerade mal 32.000 Einwohner, ist allerdings in einen urbanen Ballungsraum von mehr als einer halben Million Menschen eingebettet. Anders wäre auch kaum zu erklären, dass das Stadion mit einem Fassungsvermögen von 38.823 Sitzplätzen mehr als die ganze Stadtbevölkerung aufnehmen kann.

Bollaert

Drei Gruppenspiele und ein Achtelfinale werden im „Bollaert“ stattfinden. Offiziell heißt das zwar „Stade Bollaert-Delelis“, aber das sagt keiner. Das Bollaert (ausge-

sprochen „Bollart“) liegt unmittelbar neben dem Stadtzentrum von Lens, verankert in einem vom Bergbau geprägten Stadtgefüge. Zusammen mit seiner klassischen „englischen“ Architektur macht diese zentrale Lage das Stadion in Frankreich unverwechselbar.

Seit 1934 dient das am 18. Juni 1933 eingeweihte Bollaert dem Racing Club de Lens (kurz RCL) als Spielstätte. Seinen offiziellen Namen verdankt es zwei historischen Persönlichkeiten: Félix Bollaert (1855-1936) war der Vorstandsvorsitzende der Bergbaugesellschaft SML („Société des Mines de Lens“) zur Zeit des Stadionbaus. Nach seinem



Tod wurde es nach ihm benannt. André Delelis (1924-2012) war Bürgermeister von 1966 bis 1998 und spielte eine wichtige Rolle bei der Übernahme des Clubs durch die Stadt zu Beginn der 70er Jahre. Vor vier Jahren wurde sein Name an den des Unternehmers angehängt.

Allein durch die Namensgebung symbolisiert also dieses Stadion die engen Verflechtungen zwischen dem Club, der Stadt, der Bergbau-Industrie und der Arbeiterschaft des städtischen Raums. Für jeden französischen Fußballfreund ist „Bollaert“ untrennbar mit Lens und dem RCL verbunden.

Ein Arbeiterclub im „schwarzen Land“ (1906-1934)

Wäre der Racing Club de Lens ein deutscher Verein, man würde ihm sicher ein „06“ anhängen, um auf das Gründungsjahr zu verweisen. Aus der Taufe gehoben wurde er von einer Handvoll junger Sportler aus dem örtlichen Kleinbürgertum. Nach unbeschwerten Anfängen bremst der Erste Weltkrieg die Entwicklung: die exponierte Stellung der Industrieregion und die Tatsache, dass ein Großteil der Mitglieder an die Front muss, macht die Organisation von Wettkämpfen praktisch unmöglich.

Nach dem Krieg nimmt der Racing seine Aktivitäten schnell wieder auf, bleibt aber vorerst ein Treffpunkt der bürgerlichen Kreise der Stadt. In diesen Jahren werden „Blut und Gold“ zu den Farben des

Clubs erkoren, und bis heute ist der RCL in Frankreich als „les Sang et Or“ bekannt. Langsam wächst das Interesse am Verein, die Spiele beginnen, locken mehrere Hundert Zuschauer an, und acht Jahre nach dem Ende des Krieges entsteht sogar ein erster Fanclub, der sogenannte „Supporters Club Lensois“.

Zu Beginn der 30er Jahre beginnt die Bergbaugesellschaft SML sich für den immer populärer werdenden Club zu interessieren. Dieses Interesse manifestiert sich bald in einer finanziellen Investition, was dem Verein im Frühjahr 1934 ermöglicht, den Professionalismus einzuführen. Gleichzeitig wird ein Bergbau-Ingenieur der SML, Louis Brossart, zum



Der Autor

Mathieu Monoky

Jahrgang 1987, Enkel eines Bergmanns, ist in einer Kleinstadt bei Lens aufgewachsen. Im Alter von 6 Jahren sah er sein erstes Spiel im „Bollaert“ – und kam nie wieder vom RCL los. Im Moment schreibt er an seiner Doktorarbeit an der Universität Charles-de-Gaulle in Lille. Thema: „Die Entwicklung der Fanszenen in Frankreich“. Was auch sonst?



Vereinspräsidenten gewählt. Nun wird dem Verein auch offiziell das neu errichtete Stadion zur Verfügung gestellt. Wie es die Historikerin Marion Fontaine in ihrem Buch *Le Racing Club de Lens et les Gueules Noires* zusammenfasst, ist „dieses Stadion eine öffentliche Inszenierung der Stärke und der Ausstrahlung der Bergbaugesellschaft“. In gewisser Weise ist die Partnerschaft mit dem Verein eine Facette des für die Region typischen Industrie-Pater-nalismus, denn durch die Unterstützung des Profifußballs erweitert die SML gleichzeitig das Unterhaltungsangebot für ihre Mitarbeiter und deren Familien.

Der „Club der Kumpels“ (1934-1970)

Nach der Einführung des Professionalismus tritt der RCL zunächst drei Jahre lang in der zweiten Liga an, bevor er 1937 den Aufstieg ins Oberhaus schafft. In diesem Jahr erscheint auch zum ersten Mal das Stadionheft *Sang et Or*, das an den Spieltagen im Bollaert verkauft wird. Studiert man die Artikel dieser Zeit, wird rasch deutlich, wie sehr von der SML eine Identifizierung der örtlichen Bevölkerung mit dem Club erwünscht wird. Typisch sind Formulierungen wie „der Club der Kumpels“, aus dem „eine große Familie erwächst“. So wird der RCL zu einer nicht mehr in Frage gestellten Institution, die alle sozialen Klassen einschließt.

Gleichzeitig wird die Begeisterung für den Verein von oben in die Hand genommen und institutionalisiert. Schon ab 1934 wird der Supporters Club Lensois als vollwertiger Partner anerkannt und in den Vorstand des Vereins integriert. Das bedeutet natürlich, dass das „Fanwesen“ einerseits zwar ermutigt wird, aber andererseits eben auch angehalten ist, sich in einem klar gesteckten Rahmen zu entwickeln und davon nicht abzuweichen. Dem Historiker Olivier Chovaux zufolge zählt der SCL im Jahr 1940 bereits 850 eingeschriebene Mitglieder.

In diesem Kriegsjahr bestreitet der RCL die sogenannte „Meisterschaft der Verbotenen Zone“, ein Behelfswettbewerb, der auf die vom Rest des Landes abgetrennte Besatzungszone im Nordosten Frankreichs begrenzt bleibt. Der Fußball bleibt wichtig während des Krieges. 1943 wird eine Meisterschaft



Félix Bollaert (1855-1936)



der Regionen durchgeführt, die der RCL als eine Art „Gau-Auswahl Lens-Artois“ bestreitet. Für die Bevölkerung sind die unverändert guten Leistungen des Clubs eine willkommene Ablenkung in einem wenig erfreulichen Alltag.

Das ändert sich nach der Befreiung 1944: im Zuge der Nachkriegsreformen wird die SML nationalisiert, und der Fußball fällt nicht mehr unter die Prioritäten der neuen Leitung der Bergbaugesellschaft. Prompt steigt der RCL am Ende der Saison 1946/1947 in die zweite Liga ab. Als der Club aber im folgenden Jahr zur allgemeinen Überraschung das Pokalfinale gegen den lokalen Rivalen aus Lille erreicht und 60.000 begeisterte Zuschauer aus dem Norden am 10. Mai 1948 ins Pariser Olympiastadion von Colombes strömen, wird der Führungsetage des Staats-Unternehmens klar, was für ein Identifikations-Potential der Club im Herzen des „schwarzen Landes“ hat. Der RCL wird erneut tatkräftig unterstützt und kehrt 1949 wieder in die „première division“ zurück.

Gleichzeitig geht das Unternehmen dazu über, die Fanclubs zielstrebig weiterzuentwickeln. Zum einen wird die Identifikation der Stadt mit dem Club unterstrichen – zwischenzeitlich (von 1956 bis 1968) ziert eine Bergmannslampe das Vereinswappen –, zum anderen werden sogenannte „Fan-Sektionen“ geschaffen und gefördert. Während



„Blut und Gold“ –
Stadionblatt von 1949.

es 1949 gerade mal vier solcher Fangruppen gab, sind es 1958 einundvierzig, mit 5.000 Mitgliedern.

Dies alles findet nicht ohne Hintergedanken statt: durch die Schaffung und Lenkung der Freizeitgestaltung wird auch die gezielte Entpolitisierung der Arbeitersiedlungen betrieben. Es geht darum, die Arbeiterschaft vom ideologischen Einfluss der Gewerkschaften fernzuhalten. Dazu muss man wissen, dass die den Gewerkschaften nahestehende (und aus dem Widerstand während des Krieges moralisch gestärkt hervorgegangene) Kommunistische Partei Frankreichs (PCF) in der ersten Hälfte der 50er Jahre bei den Wahlen landesweit regelmäßig 25 % der Stimmen einfuhr.



So seh'n Meister aus! Die Überraschungs-Champions vom RCL 1997/1998.

In den 60er Jahren setzt dann der Niedergang ein. Die PCF diskreditiert sich zunehmend selbst und verliert an Einfluss. Das nahende Ende des Kohlebergbaus in der Region zeichnet sich langsam, aber sicher am Horizont ab. Die Bergbaugesellschaft verliert entsprechend das Interesse am Verein. 1969 ist es dann so weit: Verein und Unternehmen gehen getrennte Wege. Der RCL kann sich den Professionalismus nicht mehr leisten und meldet sich in der Amateurliga an.

Neuer Aufschwung, neue Fanbegeisterung (1970-1999)

Auf Vorschlag von Bürgermeister André Delelis beschließt der Stadtrat, den nunmehr bei den Amateuren antretenden RCL ab Januar 1970 mit einer jährlichen Zuwendung von 150.000 Francs zu unterstützen. Die sportlichen Leistungen verbessern sich wieder, und tatsächlich startet der RCL durch

bis in die erste Liga! 1973 ist der Aufstieg perfekt, und der Höhenflug hält an: 1975 wird das Pokalfinale erreicht, und 1977 wird man sogar Vizemeister (während die Erzrivalen aus Lille den Gang in die Zweitklassigkeit antreten müssen). Am 2. November 1977, vor 27.000 total aus dem Häuschen geratenen Zuschauern, wird Lazio Rom mit sage und schreibe 6:0 im UEFA-Pokal nach Hause geschickt. Dieses Spiel und die Stimmung auf den Rängen zeigen auf, wie sich mittlerweile die Fanpraktiken weiterentwickelt haben: einstudierte Gesänge sowie Schals und Fahnen sind nun gang und gäbe. Das „anständige Benehmen“, das die Bergbaugesellschaft seinerzeit den Fans eingebläut hatte, weicht der Inszenierung einer ungebremssten Begeisterung.

Der wachsende Stellenwert des Fußballs in Frankreich macht den Verein aus Lens nicht nur zum Fahnenträger der „Kumpels“, son-



dern zum Aushängeschild der ganzen Region Nord-Pas-de-Calais. „Bollaert“ wird für die EM 1984 ausgewählt und renoviert, das Fassungsvermögen von 39.000 auf 51.000 angehoben. Unter anderem bekommen die Zuschauer in Lens am 17. Juni auch das Spiel Deutschland-Rumänien zu sehen, bei dem zwei Voller-Tore noch auf die Qualifikation fürs Halbfinale hoffen lassen, bevor die deutsche Mannschaft dann drei Tage später gegen Spanien die Segel streicht.

In den folgenden Jahren macht sich das Publikum des RCL, unabhängig von den schwankenden sportlichen Leistungen des Clubs, einen ausgezeichneten Ruf als treueste und fröhlichste Fangemeinschaft in Frankreich. Zu verdanken ist das auch Gervais Martel, einem örtlichen Unternehmer, der 1988 Vereinspräsident wird. Martel erkennt das Potential einer langfristigen Fanpolitik. Unter seiner Leitung verwandelt sich der angestaubte

Supporters Club Lensois 1991 in den modernen Fanclub „Supp'R'Lens“ und wird in den Verein eingebunden. 1996 verleiht das Fachblatt *France Football* den Fans aus Lens den offiziellen Titel als „Frankreichs bestes Publikum“. 2002 erneut umgetauft in „12 Lensois“ (zu übersetzen mit „der 12. Mann von Lens“), zählt der Fanclub heute 7.000 ständige Mitglieder.

1998 – zeitgleich mit dem unglaublichen Durchmarsch des Aufsteigers aus Kaiserslautern bis zum deutschen Meistertitel – geschieht auch in Frankreich ein wahres Fußballwunder. Am Ende einer nervenzerreißenden Saison wird der RCL tatsächlich französischer Meister. Dieser erste große Titel löst nie gesehene Jubelszenen in der ganzen Region aus. Gleich nach der Rückreise aus Auxerre am letzten Spieltag werden die Spieler mitten in der Nacht im Bollaert von 32.000 feiernden Fans begrüßt, die diesen Moment bis heute nicht vergessen haben.



Klare Ansage an die Gäste aus Lille: Die Bergbauregion, das sind wir! (September 2002)



Geschafft hat der RCL dieses heute kaum mehr vorstellbare Kunststück mit Hilfe einer verschworenen Truppe ohne Stars, von denen eine ganze Reihe tatsächlich noch aus der Region stammten – kein einziger der Spieler des Überraschungsmeisters fand sich einen Monat später im WM-Kader von Aimé Jacquet wieder!

Die Euphorie trägt das Team auch in der nächsten Saison. Bis nach Wembley, wo der RCL vor 73.000 Zuschauern, darunter 8.000 aus Lens angereisten Fans, Arsenal mit 0:1 bezwingt. Und im Frühjahr 1999 sichert man sich den französischen Ligapokal. Während des Endspiels im Stade de France fassen die Fans die Stimmung auf einem großen Transparent zusammen: „Was für ein schönes fin de siècle!“

Die Bergbauergangenheit als nostalgischer Mythos

Die Freude über die sportlichen Erfolge gegen Ende des 20. Jahrhunderts kontrastiert allerdings drastisch mit der sozialen Wirklichkeit im Kohlebecken des Nordens, das mittlerweile von einer massiven Desindustrialisierung und einer hohen Arbeitslosigkeit heimgesucht wird. Gleichzeitig bestehen eine starke Heimatverbundenheit und ein Gefühl der Zugehörigkeit zur gemeinsamen Bergbauergangenheit, die der RCL bewusst pflegt. Vor jedem Spiel hallt das Lied *Les Corons* von Pierre Bachelet als nostalgische

Hymne an eine vergangene Epoche durch das Stadion und wird mit Tränen in den Augen mitgesungen. Das Chanson sollte man unbedingt einmal auf YouTube anhören, die Musik spricht für sich. Die elegisch heraufbeschworenen „Corons“ bezeichnen die gradlinigen, bescheidenen Arbeitersiedlungen, die so typisch sind für die Region.

Seit der Mitte der 90er werden diese Bezüge zur Bergbauergangenheit auch von jungen Menschen kultiviert, die nie eine funktionierende Zeche mit eigenen Augen gesehen haben, aber an dieser Gemeinschaft teilhaben möchten. Die Fangruppen, die besonders auf diesen identitätsstiftenden Mythos verweisen, sind die Ultras. Wenn eine Gruppe wie die im Jahr 1994 gegründeten „Red Tigers“ (aktuell 350 aktive Mitglieder) im Jahr 2002 den Nachbarn und Erzrivalen aus Lille zum Derby willkommen heißt, dann tut sie das mit einem Transparent, das sich durch den gesamten Kop zieht und den Besuchern in Erinnerung ruft: „Die Region, das ist Lens, seine Zechen, seine Siedlungen und sein



Abraumhalden als UNESCO-Welterbe.



„Les Corons“ – die von Pierre Bachelet nostalgisch besungenen Siedlungen der Bergleute.

Racing“. Eine solche Aussage bekräftigt nicht nur den Anspruch, die Nummer 1 im Norden zu sein, sondern passt auch ausgezeichnet zu der von den Fans gepflegten Opposition zwischen den „Malochem“ aus Lens und den „Bürgern“ aus Lille. Interessanterweise verstoßen die Ultra-Gruppen gegen die Normen der offiziellen Fanpolitik des RCL, keineswegs aber gegen seine offizielle „Identität“ als Verein der Bergleute, die ihre Rhetorik befeuert und zu der Konstruktion einer gemeinsamen Identität beiträgt. Auch wenn die ständig beschworene Vergangenheit mittlerweile zum Mythos verkommen ist.

Der Club und seine Fans im 21. Jahrhundert

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts erbringt der RCL nach wie vor beachtliche Leistungen: in der Saison 1999/2000 schafft er es bis

ins Halbfinale des UEFA-Pokals, und 2002 reicht es zur französischen Vizemeisterschaft, was einen neuen Ausflug in die Champions League ermöglicht. Der dritte Platz in der Vorrundengruppe bedeutet natürlich das Aus, aber immerhin mit einem Sieg gegen La Coruña und den AC Mailand und sechs Punkten vor den Bayern, die nur Vierter werden!

In der neuen Fußballwelt des 21. Jahrhunderts ist der Höhenflug allerdings nicht von Dauer. Seit einigen Jahren steckt der Club permanent in sportlichen Krisen und finanziellen Nöten. Zwei Abstiege (2008 und 2011) machen den RCL zur „Fahrstuhlmannschaft“. Ein neuer Hauptaktionär namens Hafiz Mammadov aus Aserbaidschan kann sein 2013 gegebenes Versprechen auf wirtschaftliche Stabilität nicht einlösen, sogar um die Lizenz muss der Club jetzt bangen. „Bollaert“ wird zwar für die Euro 2016 grundlegend



modernisiert, aber das bedeutet auch, dass der RCL fast ein Jahr lang auf ein anderes Stadion ausweichen muss. Am Ende steht der vorerst letzte Abstieg in die 2. Liga. Wohin der Weg führen wird, ist ungewiss. Immerhin: Auch im Unterhaus ist Frankreichs bestes Fußball-Publikum treu wie eh und je. Der RCL spielt vor mehr als 25.000 Zuschauern, das ist höher als der Durchschnitt in der ersten Liga! Ohne Zweifel erklärt sich diese besondere Zuneigung aus der Rolle des Clubs als Fahnenträger einer gesamten Region und als Symbol einer für immer verschwundenen Vergangenheit.

Ein Gebiet im Strukturwandel und sein kulturelles Erbe

Im Jahr 2012 öffnete das Museum „Louvre-Lens“ seine Pforten in der alten Zechenstadt. Eine derart prestigeträchtige Niederlassung der „Hochkultur“ in einem von Desindustrialisierung und Wirtschaftskrise hart gebeutelten Ort

fand natürlich nicht ohne Zweifel und Kontroversen statt. Aber die Mischung funktioniert: schon im Januar 2014 konnte man den millionsten Besucher willkommen heißen. Mitten in einem Landschaftsgarten auf einem ehemaligen Zechengelände bietet die gelungene Architektur, bestehend aus nüchternen Galerien und einem eleganten Glaspavillon, zahlreiche Werke aus den Beständen des Louvre. Die erfolgreiche Einfügung dieses besonderen Museums in seine Umgebung lässt sich dieses Jahr ganz wunderbar in einer Ausstellung nachvollziehen, die den schönen Titel „RC Louvre“ trägt, dem kollektiven Gedächtnis der „Sang et Or“ gewidmet ist und vom 20. April bis 7. November 2016 zu sehen ist. Der Euro-Fußball-Tourist sollte dieses Ereignis auf jeden Fall mitnehmen.

Wer der französischen Gastronomie huldigt, wird ein renommier-tes Restaurant gleich neben dem Museumseingang finden. Die Freunde



Der Louvre lässt sich in der Provinz nieder: der Glaspavillon in Lens.



einer weniger raffinierten, aber nicht minder nahrhaften Küche dagegen haben in der Nähe des Stadions oder des Museums die Gelegenheit, die obligatorischen Pommes (bitte einfach „frit“ bestellen) mit einer „saucisse fricadelle“, der lokalen Bratwurst, zu probieren. Dazu – natürlich! – ein Bier aus einer lokalen Brauerei.

Durch Lens zu spazieren, das bedeutet auch, ein Industrieerbe zu entdecken, das über die ganze Stadt verstreut ist. Dazu gehören Arbeitersiedlungen, stillgelegte Zechen und natürlich die Kohlehalden („terrils“) von Loos-en-Gohelle, die höchsten ganz Europas mit 182 bzw. 183 Metern. Diese schön erhaltene Industriebrache wurde, wie die ganze Landschaft des Kohlebeckens im Norden, ins UNESCO-Welterbe aufgenommen. Wer mehr über die Bergbauergangenheit wissen möchte, der kann die harte Wirklichkeit dieser Zeit im Centre Historique Minier von Lewarde (ungefähr 35 km von Lens) näher erfahren.

Das Umfeld von Lens legt ebenfalls Zeugnis ab über die historische Bedeutung der Region. Der Belfried und die Stiftskirche Saint-Pierre von Douai oder das Rathaus und die berühmte „Grand-Place“ von Arras sind auf jeden Fall einen Abstecher wert. Beide sind leicht mit der Bahn zu erreichen.

Natürlich sind auch die Gedenkstätten des Ersten Weltkriegs auf ihre Art beeindruckend. Der Wellington-Steinbruch, eine unterirdische



Aktuelle „RC Louvre“-Ausstellung.

Tunnelgalerie, erinnert an die Schlacht von Arras (1917) und ermöglicht, sich mit der Geschichte der Stadt während des Krieges vertraut zu machen. Auch die große nationale Gedenkstätte von Notre-Dame-de-Lorette und das kanadische Memorial von Vimy sind nur einen Steinwurf von Lens entfernt. Vimy bietet darüber hinaus ein grandioses Panorama über die Region und einen letzten Blick von oben auf „Bollaert“, diesen nicht wegzudenkenden Bestandteil einer Landschaft, die für immer vom Bergbau geprägt wurde.



Lille.

In der lebendigen Metropole des Nordens.



Dass Lille, neben Lens, mehrere Spiele der EURO 2016 empfängt, darunter das Match des Weltmeisters gegen die Ukraine, ist ein Ereignis für die Region „Hauts-de-France“, wie sie sich nun infolge der Territorialreform 2015 nennt. Dieses Kapitel ist denjenigen unter den Lesern gewidmet, die Lust haben, ein bisschen mehr zu erfahren über die Stadt im Norden, ihr Stadion, ihren Fußball, ihre Fans sowie weitere Zutaten der Lokalkultur. Treten Sie näher und lassen Sie sich an die Hand nehmen von einem Fußballfreund aus der Generation, die mit den Heldentaten von Michel Platini groß geworden ist und die Nacht von

Sevilla 1982 noch gut in Erinnerung hat ...

Ganz oben auf der Frankreichkarte (und manchmal auch in der Tabelle)

Es käme wohl keinem Fußballfan in den Sinn, das Stadion von Lille als eine „Hochburg“ dieses Sports in Frankreich oder gar in Europa zu bezeichnen. Dennoch ist das neue Stade Pierre Mauroy beeindruckend, wie es auch sein Namenspatron war, der langjährige sozialistische Bürgermeister von Lille und der erste Premierminister unter François Mitterrand in den 80er Jahren. Pierre Mauroy (1928–2013, ausgesprochen



„Moroa“), der Helmut Kohl in seiner selbstbewussten, ruhigen Kraft ähnelte, gab also dem neuen Stadion von Lille seinen Namen, das nun seinen veralteten, ziemlich heruntergekommenen Vorgänger namens Grimonprez-Jooris ersetzt, der ganz in Zentrumsnähe lag und mittlerweile abgerissen wurde.

Dieser Wechsel illustriert den Übergang des Liller Clubs in den Fußball des 21. Jahrhunderts, in das rationalisierte, finanziellen und sicherheitstechnischen Sachzwängen unterworfenen Entertainment-Business. Mit seinen 50.000 Plätzen, seinem Schiebedach, seiner ins Dach integrierten Leuchtröhren stellt das in der Vorstadt angesiedelte Stade Pierre Mauroy eine beachtliche Infrastruktur im Sinne des Zuschauerkomforts dar.

Trotzdem: wenn Sie nicht grade ein echter Fan des LOSC (also des Lille Olympique Sporting Club) oder ein besonders gewiefter Kenner des europäischen Fußballs sind, dann werden Sie Lille nicht unbedingt mit Fußball in Verbindung bringen. Diese Bildungslücke werde ich im Folgenden gerne schließen.

Hier zunächst ein paar Fakten: Der LOSC – nicht buchstabieren wie VfB oder BVB, sondern einfach „Losc“ aussprechen – ist ein Kind der Nachkriegszeit, er entstand 1944 aus dem Zusammenschluss der Olympique Lilloise und des Sporting Club Fivois; und in die Nachkriegszeit fallen auch gleich seine größten Erfolge: zwei

Meistertitel 1946 und 1954 und gleich fünf Pokalsiege (1946, 1947, 1948, 1953 und 1955).

In dieser Zeit sind die „Doggen“ – so der Spitzname, der dem LOSC und seinen Fans verliehen wurde (französisch „doog“ ausgesprochen) – wirklich gefürchtet und beißen nach allem, was sich auf ihrem Spielfeld tummelt. Einige Spieler erwerben sich eine Reputation, die auf den noch jungen Club abfährt. Dabei denke ich besonders an den unglaublich regelmäßigen Jean Baratte – 20 Tore Jahr für Jahr in den 40er und 50er Jahren; an André Strappe, der 1952 als Nationalspieler im ersten Freundschaftsspiel



Der Autor

Williams Nuytens

Jahrgang 1973, ist Soziologe und leitet ein interdisziplinäres Forschungszentrum an der Université d'Artois. Seine Publikationen über die Fanszene behandeln Themen wie Gewalt und Sicherheit im Stadion. Aus der Rivalität zwischen Lille und Lens hält er sich raus: seine Liebe gilt den kleinen Clubs im Norden und ihrer authentischen Atmosphäre.



Zum 5. Mal Pokalsieger! Mit 5:2 gewinnt der LOSC das Finale 1955 gegen Bordeaux.

gegen Deutschland nach dem Krieg ein Tor schoss; an Marceau Somerlinck und seine 350 Spiele im Trikot von Lille; und an Jean Vincent, der leider nach Reims ging.

Natürlich ist es immer heikel, Vergleiche zwischen den Epochen anzustellen, aber der LOSC dieser Jahre ähnelte schon sehr den Mannschaften, die in den letzten fünf, sechs Jahrzehnten französische Fußballgeschichte schrieben: dem FC Nantes mit seinem spektakulären flüssigen Spielstil in den 60ern, der AS Saint-Étienne mit Michel Platini und Jean-Michel Larqué in den 70ern, den Girondins de Bordeaux unter der Leitung von Claude Bez in den 80ern; dem Olympique de Marseille von Bernard Tapie in den 90ern, dem von Jean-Michel Aulas aufgebauten Olympique Lyonnais, der das erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts fest im Griff hatte; und schließlich dem Paris Saint-Germain der katarischen Investoren. Zu jedem

dieser Clubs gibt es ja auch ein Kapitel in diesem Buch.

Der neue LOSC im neuen Jahrhundert

In Frankreich wird der Fußball oft über mehrere Jahre von einem Club dominiert, der dann aber nicht dauerhaft oben bleibt, sondern abgelöst wird und mehr oder weniger in der Versenkung verschwindet. Der LOSC ist ein gutes Beispiel: ein Jahrzehnt lang war er dominant, dann ging es langsam, aber sicher bergab. Bis zur Jahrhundertwende führte er ein Schattendasein als „Fahrstuhlmannschaft“, stieg regelmäßig ab, um dann ebenso regelmäßig als Zweitligameister wieder aufzusteigen (1964, 1971, 1974, 1978). Erst Ende der 90er entstand eine neue Generation talentierter Spieler, aus denen der charismatische Trainer Vahid Halilhodžić (der vor zwei Jahren Deutschland im WM-Achtelfinale ein taktisch perfekt eingestell-



tes Team aus Algerien gegenüberstellte) eine echte Mannschaft formte. In der Saison des Wiederaufstiegs 1999/2000 überrascht man alle mit einem dritten Platz.

Halilhodžić, ein eigensinniger, sturer und anspruchsvoller Coach, der als Stürmer in den 80ern beim FC Nantes und beim PSG immerhin 101 Ligatore erzielt hatte, bringt die Spieler dazu, sich selbst zu übertreffen, und holt das Publikum ins Stadion zurück. Er leitet eine neue Ära für den LOSC ein, sowohl in sportlicher als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Als hätte man den Doggen die Halskette und das Herrchen ausgetauscht!

Der Club verlässt das abbruchreife Grimonprez-Jooris-Stadion, die Pläne für das *nouveau grand stade* reifen langsam; für die Übergangszeit steht das Stadium Lille Métropole zur Verfügung, das eigentlich renommierten internationalen Leichtathletikveranstaltungen gewidmet ist.



„Coach Vahid“ – ein echter Taktikfuchs.

Claude Puel (heute in Nizza tätig) übernimmt 2002 die Mannschaft und holt sich 2005 den Intertoto Cup; neue Aktionäre tauchen auf und mit ihnen neue Projekte. Die Vereinspolitik passt sich den neuen Gegebenheiten des Profifußballs an: das Management wird professionalisiert, ein Ausbildungszentrum wird gebaut. In dieser Zeit des Wandels stellt sich auch der Erfolg wieder ein. Im Jahr 2008 entpuppt sich die Verpflichtung des ehemaligen LOSC-Spielers Rudi Garcia – der in den vergangenen Jahren auch beim AS Rom Beachtliches geleistet hat – als wahrer Glücksgriff. 2009 beendet man die Meisterschaft als Fünfter, ein Jahr später auf dem vierten Platz, und zur Überraschung aller holt man 2011 tatsächlich nach all den Jahren den Titel in den Norden zurück! Und nicht nur das: man macht sogar ein Double draus, mit einem umjubelten Finalsieg im Pokal gegen den PSG.

Parallel zu diesem sportlichen Aufstieg stellt sich der Club alle Mittel bereit, um sich dauerhaft oben zu etablieren: das Ausbildungszentrum produziert echte Talente für die Profimannschaft, das neue Stadion nimmt Gestalt an. So gelingt es dem LOSC, den erneuten Absturz zu vermeiden, der kleineren Clubs nach einer außergewöhnlichen Saison oft droht. Dank intelligenter Verpflichtungen, u. a. des belgischen Talents Eden Hazard (heute Chelsea) oder auch des französischen Mit-



telfeldspielers Dimitri Payet (jetzt West Ham United) – beide wird man bei der Euro in ihren Nationalteams bewundern können –, setzt man sich in den folgenden Jahren systematisch im ersten Tabellendrittel fest. Im neuen Stadion explodiert die Zahl der Jahreskarten auf 30.000. Leider ruft die regelmäßige Teilnahme an den europäischen Wettbewerben nicht nur große Leidenschaft bei den Fans hervor, sondern weckt auch Begehrlichkeiten seitens der Scouting-Abteilungen der finanzstärken Großclubs. Die „Dogues“ werden wohl dazu verdammt sein, ihre Mannschaft immer wieder neu aufzubauen, was die Fans auf eine harte Geduldsprobe stellt. Dieses Jahr hat es das junge Team immerhin ins Finale des Ligapokals gebracht, wo man gegen den Riesen aus Paris dann zwar ehrenvoll, aber erwartungsgemäß den Kürzeren zog.

Welches Fazit sollte man ziehen aus diesem Schnelldurchlauf durch die Vereinschronik des LOSC? Wenn Sie sich im Stade Pierre Mauroy auf Ihrem Tribünenplatz für das Deutschlandspiel niederlassen, dann sollten Sie jetzt immerhin wissen, dass es ein nicht unbedeutender Ort der französischen Fußballgeschichte ist, das vorläufige Endprodukt einer langen Reihe von Aufschwüngen, Niedergängen und Neuanfängen. Verstehen sollten Sie auch, dass die sportliche Geschichte des LOSC nie ganz von der wirtschaftlichen Entwicklung der Region im Norden und seiner Metropole zu trennen ist. Lille liegt mitten in einem Fußball-Land, das seine Eigenheiten hat.

Die Hauptstadt einer vielfältigen Region

Seit der Territorialreform 2015 fasst die Region Hauts-de-France zwei



Wer hätte das gedacht? 2011 holt der LOSC den Titel in den Norden zurück.



ehemalige Regionen des Nordens zusammen: die Picardie (mit den Départements Somme, Oise und Aisne) und Nord-Pas-de-Calais, dessen Name schon seine beiden Départements auflistet. Lille ist die unumstrittene Hauptstadt des Nordens: es gehört zu den größten Städten Frankreichs und dominiert einen bedeutenden Ballungsraum, von dem ja schon im Kapitel zu Lens die Rede war. Insofern ähnelt die Stadt von ihrer urbanen Ausstrahlung her anderen europäischen Metropolen wie München, Köln oder sogar Hamburg. Auch in ihrer exzellenten Verkehrsanbindung ist es eine europäische City: hier können Sie den TGV nach Paris und Lyon nehmen, den Thalys nach Brüssel, Köln und Amsterdam und den Eurostar nach London.

Wobei es auch deutliche Unterschiede gibt: Lille hat eine jüngere Bevölkerung – das mittlere Lebensalter liegt mit 34 sechs Jahre unter dem vergleichbarer deutscher Großstädte –, allerdings mit einer geringeren Erwerbsquote. Es gibt doppelt so viele Wohnungseigentümer als in Deutschland, aber halb so viele Nutzer des öffentlichen Personennahverkehrs.

Der Kontrast zwischen den ehemaligen Industriegebieten der Bergbauregion und der Metropole Lille ist frappierend. Die wirtschaftliche Aktivität ist intensiv und produziert eine große Zahl von Arbeitsplätzen. In und um Lille herum haben internationale Großunternehmen ihren Sitz, wie die Decathlon-Sport-

läden (über 1.000 Geschäfte weltweit), der Einzelhändler Auchan (860 Supermärkte, 360 Einkaufszentren), die Baumarktriesen Leroy Merlin und Castorama oder auch das legendäre Versandhaus La Redoute, eine Art französischer Otto-Versand.

Im direkten Umfeld der Stadt hat sich jetzt ein Speckgürtel gebildet, in dem die Eigenheime sich in die flandrische Landschaft mit ihren weiten Ebenen und engen Landstraßen einfügen. Die Bezirke Pévèle und Weppes zum Beispiel, die immer beliebter werden und doch nur wenige Kilometer von den brach liegenden Zechen und Abraumhalden entfernt sind, wo sich das Gegenstück zum LOSC befindet: der RC Lens.

Diese Gegensätze erklären ganz gut, was den Club aus Lille, sein topmodernes Stadion und seine urbanen Fans vom Rest der Region unterscheidet. Für zahlreiche Bewohner der Hauts-de-France und aus ganz Frankreich, für viele Journalisten und Fußballfreunde stellt Lille den Prototyp des „gutbürgerlichen“ Fußballs dar. Das ist zwar nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz zutreffend. Gerade weil Lille zu einer Region gehört, in welcher der Niedergang der Industrie und der Arbeiterklasse überall sichtbar ist – von den ehemaligen Kohlegruben in Béthune, Douai und Lens über die Textilindustrie in Roubaix, Tourcoing und Caudry bis hin zu den Hochöfen von Dünkirchen und Valenciennes –, erscheint die Stadt als eine Konzentration des



Tore im Derby zählen doppelt und dreifach! 3:1 gegen Lens im Mai 2015.

Bürgertums. Leider verdrängt dieses stereotype Bild den eigentlichen Reichtum der Stadt: ihre Diversität! Lille und seine Vororte, wie zum Beispiel Villeneuve-d'Ascq, wo sich das Stade Pierre Mauroy befindet, tragen immer mehr zum kosmopolitischen Charakter und zur Weltoffenheit des Nordens bei.

Übrigens erzielen die nationalistischen Politiker des Front National, dessen Chefin Marine Le Pen im Norden kandidiert und der in der Region relativ stark geworden ist, ausgerechnet in den Kommunen der multikulturellen Vielfalt ihre schlechtesten Ergebnisse.

Die Fußball-Konkurrenz im Norden – ein stimulierender Kontext

Wie das Ruhrgebiet ist der Norden Frankreichs ein echtes Fußball-Land. Hinter den Proficlubs aus Lille, Lens, Valenciennes und

Amiens sind eine ganze Reihe von Vereinen in der 3. Liga und auf Regionalliga-Niveau aktiv, z. B. Boulogne-sur-Mer (wo Franck Ribéry mit dem Kicken angefangen hat), Dunkirchen, Arras, Calais usw.

Das ist natürlich kein Wunder, denn wir sind ja direkt am Ärmelkanal. Zudem herrschte in den Städten um Lille herum Ende des 19. Jahrhunderts eine wahre Anglomanie; auch gab es eine Kolonie englischer Geschäftsleute. So entstanden überall Vereine, die den neuen Sport praktizieren wollten. Es gab eine Zeit, da zählte die Stadt Roubaix einen Verein für 90 Einwohner!

Heute noch stellen die Hauts-de-France einen nicht unbeträchtlichen Teil der aktiven Mitglieder des französischen Fußball-Verbandes FFF, und der Landesverband des Nordens ist einer der stärksten in Frankreich. Der Fußball lebt hier



überall, und das gilt auch für die Stadt Lille, wo neben dem LOSC, ähnlich wie in den englischen Industriestädten, in jedem Viertel ein eigener Verein existiert.

Dass es jedoch einmal wie zum Beispiel in Hamburg zwei starke Proficlubs in der Hauptstadt des Nordens geben könnte, scheint auf Jahrzehnte hinaus unwahrscheinlich. Das liegt schon allein an der massiven Präsenz des Rivalen aus Lens und seines außergewöhnlichen Publikums. Die Rivalität kommt allerdings allen zugute: sie ist stimulierend und trägt zu Diskursen und Erzählungen bei, die Zugehörigkeitsgefühle, Spannung und letztlich Identifikation erzeugen. Was die Zuneigung des Fußballvolks angeht, die sich in symbolischen Vorstellungen oder kulturellen Zuschreibungen ausdrückt, hat der LOSC natürlich keine Chance gegen die Nostalgie-Romantik, die der RCL aus der kleinen Nachbarstadt ausstrahlt und von der die gegenwärtige Ausstellung im Louvre-Lens ein beredtes Zeugnis ablegt. Und das, obwohl die Zuschauerzahlen im neuen Stade Pierre Mauroy mittlerweile über denen vom Bollaert liegen!

Die Rollen sind also klar verteilt: die „Sang et Or“ aus der gebeutelten Bergbaustadt Lens, seit ein paar Jahren in sportlicher und wirtschaftlicher Dauerkrise, gewinnen den Popularitätspreis und kompensieren damit die Überlegenheit der „Dogues“ aus der Metropole. Dem LOSC soll's

recht sein, solange er sein Stadion füllt. Sein Potential ist groß, wie sich vor allem zeigt, wenn er für ein absolutes Top-Spiel hin und wieder sogar ins relativ nahegelegene Stade de France ausweicht (eine Stunde mit dem Auto, wenn die A1 nicht verstopft ist). Zum Spiel gegen Lyon 2009 kamen dort 70.000 Zuschauer. Wenn im Europacup mal Bayern oder Barcelona ins Haus stehen sollten, wäre das wieder der Überlegung wert.

Zurzeit zählt der LOSC zwanzig offizielle Fangruppen, von denen zwei Drittel im Département Nord angesiedelt sind. Lille ist typisch für die meisten französischen Erstligastadien, mit über die Tribünen verteilten offiziellen Fangruppen und einer populären Fanbasis, die sich eher den unabhängigen Gruppierungen zuwendet (von denen die Dogues Virage Est, also die „Ostkurven-Doggen“, der Maßstab sind). Das Fan-Potential kann sich der Club eigentlich hoch anrechnen, denn im Gegensatz zu manchen typischen Fußball-Städten gibt es in Lille nicht nur den Stadionbesuch, sondern ein ausgedehntes Freizeitangebot.

Fußball ist nicht alles ...

Die Euro findet außerhalb der normalen Uni-Semester statt. So wird den Fußball-Besuchern kaum auffallen, dass Lille zuallererst eine Studentenstadt ist. Straßen und Transportmittel sind normalerweise voll junger



Lille, eine dynamische, gesellige, kosmopolitische Metropole.

Leute, die Atmosphäre ist gesellig, dynamisch und kosmopolitisch, das kulturelle Angebot reichhaltig.

an, sondern entdecken Sie bewusst die Mikro-Brauereien („micro-braseries“) der Gegend und ihre originellen Kreationen, denen ich selber schon verfallen bin. Den Wein können Sie sich für den Süden aufheben, der Norden ist ein Bier-Land!

Also, was tun während der EM?

Pflichtprogramm ist die lokale Bierkultur (vielleicht hatten Sie das ohnehin schon vor ...). Tun Sie sich die Standard-Marken diesmal nicht

Und natürlich die Fritten, die hier oft mit Essig probiert werden und die Sie nicht in den Restaurants erstehen



Eine „Baraque à frites“ – die ideale Anlaufstelle für den Pommes-Liebhaber.



Hier die imposante „Grand-Place“ in der Altstadt.

sollten, sondern in den „baraques à frites“, den Imbiss-Wohnwagen. Besonders gute lokale Gerichte haben einen flämischen Anklang: les „car-bonnades flamandes“, ein traditioneller Schmorfleisch-Eintopf, oder das „Pootjevleesch“ in Aspiq, das kalt serviert wird.

Der Entdeckungsspaziergang durchs Stadtzentrum von Lille beinhaltet normalerweise die Alte Börse („Vieille Bourse“), die Grand-Place, das Palais Rihour und das Palais des Beaux-Arts, und warum nicht das moderne Viertel Euralille mit seiner eigenen architektonischen Ästhetik. Und natürlich die charmante Altstadt, „le Vieux Lille“, mit seinen historischen Gassen. Ob Sie sich trauen, auch ins alte Arbeiter-Viertel Wazemmes (Métro: „Gambetta“) reinzuschauen? Dort werden Sie auf die *Maison Folie*, das „Haus der Verrücktheit“ stoßen, eine ehemalige

Textilfabrik, die für das Programm der „Kulturhauptstadt Europas 2004“ zu einem Kulturzentrum umgestaltet wurde. Lohnt sich!

Mein Geheimtipp nötigt Sie, die Métro (Linie 2) oder den Bus (Linie 32) nach Roubaix zu nehmen, Haltestelle „Jean Lebas“. Es handelt sich um das spektakuläre Art-déco-Schwimmbad aus den 20er Jahren – „la Piscine“ –, das nach umfangreichen Renovierungsarbeiten heute das Musée d'Art et d'Histoire beinhaltet.

In Villeneuve-d'Ascq steht das „LaM“, offiziell das „Lille Métropole Musée d'art moderne, d'art contemporain et d'art brut“, mit Werken von Picasso, Modigliani oder Paul Klee.

Langweilig wird's Ihnen bei uns sicher nicht. Ich wünsche Ihnen auf jeden Fall einen schönen Aufenthalt. Und ich danke im Voraus für Ihr fröhliches Mitfeiern, wenn Frankreich dann das Endspiel gewonnen hat.



Europas Fußball kommt nach Hause zurück



40

Die nach Henri Delaunay benannte Trophäe nimmt Heimurlaub im Sommer 2016.

Dass der moderne Fußball in England geboren wurde, weiß jeder Fußballfreund. Die Festlegung allgemeingültiger Regeln durch ein Dutzend Abgesandte verschiedener Clubs und Schulen, die sich im Herbst des Jahres 1863 mehrfach in einem Londoner Lokal namens Freemasons Tavern zusammensetzten, markiert in der Tat die Trennung zwischen dem „Rugby football“ und dem „Association Football“ (ein Begriff, aus dem später die Abkürzung „soccer“ hervorging). Kaum eine Fernsehreportage oder ein Zeitungsartikel über ein Spiel der englischen Nationalmannschaft, in der nicht irgendwann eine Anspielung auf das „Mutterland des Fußballs“ fällt.

Die Franzosen treiben die Ehrerbietung vor den englischen Gründern dieses einzigartigen Spiels so weit, dass sie, anders als die Deutschen oder Niederländer, nicht einmal den Namen des



Spiele übersetzt haben. Sie nennen es einfach „le football“, wobei die Aussprache – „futbol“ – allerdings zu wünschen übrig lässt. Meistens kürzen sie ihn zu „le foot“ ab – mit diesem Wort kommen Sie überall durch.

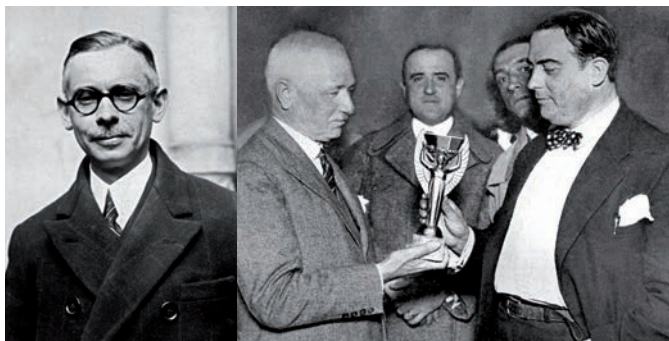
Was bei allem Respekt für den fundamentalen Impuls der Engländer allerdings oft übersehen wird (insbesondere aus deutscher Sicht), ist der immense Beitrag einer Reihe französischer Fußball-Idealisten, die das Spiel erst zu dem gemacht haben, was es heute ist. Wäre es nach den englischen Erfindern gegangen, hätten Sie diesen Sommer kaum Anlass, Ihre Nationalmannschaft zu einem spannenden Kontinentalturnier zu begleiten. Die wahren Motoren der Internationalisierung des Fußballs, die Ideenlieferer und Verfechter europäischer und weltweiter Wettbewerbe, kamen allesamt aus Frankreich. So wie der Baron de Coubertin die Olympischen Spiele aus der Versenkung holte und neu schuf, so waren die geschickten französischen Fußballdiplomaten Jules Rimet und Henri Delaunay oder die umtriebigen Journalisten der Sportzeitungen *L'Equipe* und *France Football* die Urheber der heutigen Fußball-Welt, die uns hoffentlich auch diesen Sommer wieder großartige sportliche, aber auch zwischenmenschliche Erlebnisse beschert. Die EURO 2016 ist ein willkommener und angemessener Anlass, dies in Erinnerung zu rufen.

„Football's Coming Home“, sangen die Engländer vor zwanzig Jahren, als die Europameisterschaft auf ihrer Insel vorbeischaute. Im Sommer 2016 wäre eine französische Version „L'Europe du football rentre à la maison!“ keineswegs anmaßend.

Henri Delaunay und Jules Rimet

Was ein rechtes Turnier ist, braucht eine Siegetrophäe. So auch der „Europapokal der Nationen“, der unter diesem Namen 1960 zum ersten Mal ausgespielt wurde und dessen Finalsspiele in Frankreich stattfanden. Der Pokal, der dem siegreichen sowjetischen Team im Pariser Prinzenpark übergeben werden konnte – am 10. Juli übrigens, an dem auch dieses Jahr das Finale stattfinden wird –, war auf den Namen „Trophée Henri Delaunay“ getauft, als Hommage an den nach schwerer Krankheit fünf Jahre zuvor verstorbenen ersten Generalsekretär der UEFA, der sich über Jahrzehnte hinweg für die Entwicklung des Fußballs verdient gemacht hatte.

Den Antrag für diese Namensgebung hatte sein Sohn Pierre Delaunay auf recht unaufdringliche, bescheidene Weise gestellt. Ihm war bewusst, dass sein Vater immer darunter gelitten hatte, im Schatten seines Landsmanns und Mitstreiters Jules Rimet gestanden zu haben. Rimet (1853-1956) war 1920 zum Präsidenten der FIFA gewählt worden und füllte diese Funktion 34 Jahre lang aus – seine gewissermaßen letzte Aktion im Amt



Henri Delaunay (1883-1955).

Jules Rimet (links), kurz vor der WM 1930.

war, dem auf diesen Moment offensichtlich nicht vorbereiteten Fritz Walter im Berner Regen die nach ihm benannte Weltmeister-Trophäe in die Hände zu drücken.

Schon die Schaffung einer Organisation zur globalen Weiterentwicklung des Fußballs über die nationalen Grenzen hinaus ging auf eine französische Initiative zurück. Am 21. Mai 1904 empfing Robert Guérin eine Handvoll Abgeordnete nationaler Fußballverbände in seinem Büro in der Rue Saint-Honoré 229, gleich um die Ecke der Place Vendôme. Guérin war Schatzmeister der USFSA, der „Union des Sociétés Françaises du Sport Athlétique“. Dabei handelte es sich um einen der allgemeinen Sportverbände Frankreichs, die miteinander in Konkurrenz standen.

Mit der Gründung der FIFA, deren erster Präsident er wurde, verfolgte Robert Guérin zwei Ziele: Zum einen ging es darum, gemeinsame Regeln für den im Entstehen begriffenen, wenn auch noch nicht so genannten internationalen „Transfermarkt“ zu schaffen sowie die Rahmenbedingungen für Wettbewerbe zwischen Nationalmannschaften festzulegen; zum anderen wollte er seinen Verband als den führenden innerhalb Frankreichs positionieren. Die Strategie zahlte sich mittelfristig aus: 1919 ging aus der USFSA die heutige FFF („Fédération Française de Football“) hervor.

Henri Delaunay (ausgesprochen „Dölonä“) war ihr erster Generalsekretär. 1883 im Pariser Großbürger-Milieu geboren, verfällt er recht schnell dem neuen Sport, den die Engländer in die französische Hauptstadt gebracht hatten. 1902 hat er Gelegenheit, dem englischen Cup Final beizuwohnen: um die 75.000 begeisterte Zuschauer drängen sich trotz beißender Kälte ins Stadion von Crystal Palace, um Sheffield United gegen Southampton zu sehen.



Jetzt kennen sein Enthusiasmus und sein Engagement keine Grenzen mehr. Er bringt sich verstärkt im nationalen Verband und bei der FIFA ein. 1917 schafft er es, den „FA Cup“ in sein Heimatland zu importieren: die *Coupe de France* („p“ bitte aussprechen!) wird ein großer Erfolg, der eine eigene Abhandlung wert ist (siehe Seite 2). 1924 wird er – nicht zuletzt dank seiner ausgezeichneten Sprachkenntnisse – zum FIFA-Delegierten bei den britischen Regelhütern des „International Board“ ernannt. Und 1927 ist er die treibende Kraft in der Kommission, die zu einer Art Machbarkeitsstudie für eine „Coupe du Monde“ eingesetzt wird. Während DFB-Präsident Felix Linnemann sich nicht sonderlich interessiert zeigt und der Vater des österreichischen „Wunderteams“ Hugo Meisl eher für einen auf Europa begrenzten Wettbewerb plädiert, setzt Delaunay alles daran, ab 1930 ein weltweites, alle vier Jahre stattfindendes Turnier ins Leben zu rufen, für das alle der FIFA angehörenden Nationalverbände teilnahmeberechtigt sind. Auf dem Kongress 1928 setzt er sich mit seiner Idee durch. In der Folge setzt sie Jules Rimet als gewählter Präsident mit großer Diplomatie um und macht die WM zu einer dauerhaften Einrichtung.

Henri Delaunay bleibt dem Fußball natürlich erhalten. 1938 ist er der Hauptorganisator der WM in Frankreich, und als nach dem Krieg die Schaffung eines europäischen Kontinentalverbandes unumgänglich wird, steht er wieder in der ersten Reihe und wird 1954 zum ersten Generalsekretär der jungen UEFA ernannt. Sein Tod im Jahr 1955 erlaubt ihm nicht mehr, die von ihm angestoßene Europameisterschaft noch mit eigenen Augen zu sehen.

Die vier Musketiere von L'Equipe

Genauso viel wie Henri Delaunay verdankt unser heutiges Fußball-Europa einer Truppe von Journalisten, die nach dem Krieg bei der großen französischen Sport-Tageszeitung *L'Equipe* und ihrer wöchentlichen Schwester-Zeitschrift *France Football* ihr Unwesen trieben. Dass es im Europa der 50er Jahre nicht möglich sein sollte, einen wirklich europäischen Clubwettbewerb zu organisieren, ging ihnen nicht in den Kopf. Im Dezember 1954 platzte dem *Equipe*-Korrespondenten Gabriel Hanot, ein international anerkannter Experte und ehemaliger Nationaltrainer Frankreichs, der Kragen, als die Wolverhampton Wanderers nach einem Freundschaftsspiel gegen Honved Budapest von der englischen Presse als „Weltmeister“ beschrieben wurden. Zusammen mit seinem Kollegen Jacques de Ryswick und seinem Chef Jacques Goddet trat er eine Kampagne los, um die europäischen Fußballfunktionäre dazu zu zwingen, endlich ein „Championnat d'Europe des Clubs“ auf die Beine zu stellen. Nach dem Motto: Wenn Ihr



Dezember 1954:
L'Equipe geht vorweg
und stellt ein Konzept
für eine „Europameis-
terschaft der Clubs“
vor.

dazu nicht in der Lage seid, dann machen wir es eben selber! Mit der Gründung von Riesen-Events zum Ziele der Verkaufsförderung der eigenen Zeitung hatte *L'Equipe* ja schon Erfahrung: ihr Vorgänger namens *l'Auto-Vélo* hatte 1903 die Tour de France ins Leben gerufen ...

Der Jüngste im Bunde war Jacques Ferran, damals 35 Jahre alt. Besucht man den heute 96-Jährigen in seiner Pariser Wohnung, kann man von seiner geistigen Vitalität und seinem unglaublichen Gedächtnis nur beeindruckt sein. Über die unverfrorene Art und Weise, wie sie aus ihrer engen Redaktionsstube damals das Projekt „Europacup“ vorangetrieben haben, kann er heute nur noch lachen: „Ein einziger Bluff war das! Wir wären nie in der Lage gewesen, den Wettbewerb wirklich zu organisieren, internationale Schiedsrichter zu koordinieren und einen Verteilungsschlüssel für die Einnahmen zu überwachen.“ Was die vier Musketiere von *L'Equipe* allerdings nicht davon abhielt, ihr Vorhaben einfach weiterzutreiben.

Anfang 1955 verfasst Ferran in einem Pariser Bistro schon mal das Regelwerk: sechs fein säuberlich beschriebene Seiten, die bereits alle Innovationen beinhalten: ein Teilnehmer pro Landesverband, K.-o.-System in Hin- und Rückspielen immer am Mittwochabend zwischen September und Mai, Verkauf der Übertragungsrechte ans internationale Fernsehen. Dann werden 18 europäische Top-Clubs angeschrieben, 15 davon reagieren sofort und mit Begeisterung. Im März werden Hanot und Ferran in Wien beim ersten Kongress der noch jungen UEFA vorstellig, blitzen mit ihrer Idee aber bei den Funktionären ab. „Nicht Aufgabe der UEFA“, belehrt sie der Engländer Stanley Rous, der bereits auf den FIFA-Chefsessel schießt und auffällige Initiativen vermeiden will.



Zurück in Paris argumentiert Ferran in fünf aufeinanderfolgenden Artikeln, warum die Zeit für die „Coupe d'Europe“ jetzt reif ist. Im April lädt *L'Equipe* 17 führende Clubvertreter, darunter auch Santiago Bernabéu aus Madrid, zu einem Meeting im Hôtel Ambassador beim Bahnhof Saint-Lazare ein. Dynamo Moskau sagt kurzfristig ab, bleiben genau 16 übrig – die ideale Zahl für einen Pokalwettbewerb! Die Partien der ersten Runde werden gleich festgelegt – darunter Rot-Weiß Essen gegen den Hibernian FC aus Edinburgh und der 1. FC Saarbrücken, als Vertreter des noch eigenständigen Saar-Verbandes, gegen den AC Mailand.

Jetzt bekommt die FIFA Angst, dass sie die Kontrolle über den internationalen Fußball verliert, setzt im Mai in aller Schnelle eine Versammlung in London an und macht der UEFA Beine, sie möge doch bitte die Organisation dieses neuen Wettbewerbs übernehmen. Was dann auch geschieht: Die UEFA akzeptiert alles, was *L'Equipe* und die 16 Vereine in Paris ausgehandelt haben, und lanciert das Ding unter dem Namen „Coupe européenne des Clubs Champions“. Nur drei Monate später stehen sich Sporting Lissabon und Partisan Belgrad im ersten Europacup-Spiel gegenüber. Und *L'Equipe*? Lacht sich ins Fäustchen, stiftet die Trophäe und bereut bald, nicht wenigstens 1 % der Einnahmen als Urheberrecht gefordert zu haben.

Ein Jahr später setzt Jacques Ferran noch eins drauf: Mit seinen Kollegen erfindet er nach dem Europacup auch noch den Ballon d'Or, den Goldenen Ball für den besten Fußballer Europas. „Es war eben eine Zeit, in der alles möglich schien, und so haben wir gar nicht groß nachgedacht.“

Zum Abschluss dieser „goldenen“ 50er Jahre setzt die UEFA dann endlich die Idee der Europameisterschaft für Nationalmannschaften um: ab Herbst 1958 finden die ersten Qualifikationsrunden statt. Damals zeigten England, Deutschland, Italien und die Niederlande diesem Wettbewerb noch die kalte Schulter. Das haben sie sich in der Zwischenzeit anders überlegt.

Merci beaucoup, Messieurs !

Fußballfunktionäre und Sportjournalisten sind immer wieder gerne die Zielscheibe von Kritik, oft zu Recht, manchmal ein bisschen vorschnell. Wenn man allerdings die spannende Geschichte der französischen Pioniere Revue passieren lässt, kann man nur den Hut ziehen – „chapeau !“, wie man hierzulande sagt. Ihre Begeisterung hat Berge versetzt, und ihrem Einsatz und Durchsetzungsvermögen verdanken wir heute unvergessliche Momente. Also: Beim Platznehmen im EM-Stadion irgendwo zwischen Lille und Marseille ist eine kleine Gedenksekunde absolut angebracht. Der europäische Fußball – hier in Frankreich darf er sich wirklich wie zu Hause fühlen.



PARIS/ST. DENIS





Auf und hinter dem périph'.

Vom Parc des Princes zum Stade de France.

Vom Parc des Princes bis zum Stade de France sind es zu Fuß grade mal 12 Kilometer. Aber zwischen den beiden Orten liegen Welten.

Während der Parc 1972 elegant auf den gerade fertiggestellten Boulevard périphérique – die achtspurige Ringstraße um den Stadtkern von Paris – gesetzt wurde, lag in den 90ern bei der Wahl für den Standort Saint-Denis die Absicht zugrunde, die durch den périph' und andere Autobahnen abgeschnittene Vorstadt wieder besser mit der Metropole und ihrer Wirtschaftskraft zu verbinden.

So empfängt Frankreich den europäischen Fußball gleichzeitig in der statistisch vermögendsten Gegend des Landes – dem 16. Arrondissement im Westen der Stadt beim Bois de Boulogne, wo die Reichen unter sich sind – und im ärmsten seiner gut 100 Départements, dem berühmt-berüchtigten Seine-Saint-Denis.

Die deutsche Elf hat die Ehre, gleich in der Vorrunde in beiden Spielstätten anzutreten. Aber den Fußball-Touristen wird die soziale Realität hinter den Kulissen kaum bewusst werden. Vielleicht noch am ehesten, wenn sie den Tag des Spiels gegen Polen dazu benutzen, in die Stadt Saint-Denis hinter dem Stadion einzutauchen.

Ein weiterer Unterschied liegt natürlich auch in der Tatsache, dass der Parc ein perfekt proportioniertes, lebendiges Fußballstadion mit einem richtigen Top-Club ist, während das Stade de France eigentlich nur der Nationalelf und den Pokalendspielen dient und ansonsten mit Rugby, Leichtathletik und Rockkonzerten aufwartet.

Und während der Parc des Princes einen originellen, leicht geheimnisvollen Namen trägt, ist Stade de France offensichtlich eine langweilige, für alle akzeptable Kompromisslösung. Wäre es damals nach den Politikern gegangen, würde das Endspiel der Euro im Stade Charles de Gaulle stattfinden. Dagegen hätten die Fußballfreunde das Ding laut einer Umfrage in den 90er Jahren eher auf den Namen Stade Michel Platini getauft. Das fand der Betroffene dann doch zu viel der Ehre.

Unsere beiden Kapitel zu den Pariser EM-Spielstätten führen Sie also sowohl auf als auch hinter den périph', in die komplizierten Gegebenheiten des Pariser Fußballs und in die Geschichte dieser beiden außergewöhnlichen Stadien.

Radrennen im Parc des Princes Anfang der 30er Jahre.



Paris.

Der Parc des Princes.



Das erste Rätsel ist dieser Name. Originell, einzigartig, geheimnisvoll. Egal in welche Sprache man ihn übersetzt, es bleibt ein faszinierender Name, finden Sie nicht? Der „Park“, gut, das leuchtet ein, aber von welchen Prinzen ist die Rede?

Nun, die Rede ist auf jeden Fall von einem der schönsten Stadien der Welt. Unbestreitbar: Wenn die Legende eines Stadions sich um diejenigen rankt, die dort waren, die dort gespielt haben, dann muss „le Parc“ ganz oben im weltweiten Pantheon der Sportarenen eingereiht werden. Zugegeben, das ist ein bisschen präventiv. Aber so sind wir in Paris, und wahr ist es allemal!

Kommen wir noch einmal auf die Prinzen zu sprechen. Die Prinzen, das ist der Hofadel unter König Louis Philippe, der von 1830 bis 1848 regiert. Der Grünstreifen vor dem Bois de Boulogne ist sein bevorzugtes Freizeit-Terrain. Am Ende des 19. Jahrhunderts, als der Baron Haussmann die Hauptstadt umkrempelt und neu organisiert, wird der „Parc des Princes“ der Verwaltung des 16. Pariser Arrondissements unterstellt. Die Gegend ist ruhig, großbürgerlich, stinkereich. Nicht gerade der Ort, an dem man sich populäre Sportveranstaltungen vorstellen würde.

Und doch lässt sich genau dort der Volkssport Nummer 1 nieder,



das populäre Vergnügen par excellence: der Radsport! 1897 wird der Parc definitiv zum Sportpark. 3.200 Plätze, eine nagelneue Radrennbahn: die ersten Sportprinzen sind die Radfahrer! Und die „Strafarbeiter der Landstraße“, die Helden der Tour de France, lassen nicht lange auf sich warten: die erste Schlussetappe des 1903 ins Leben gerufenen Klassikers führt von Nantes direkt in den Prinzenpark. Die erste einer langen Serie.

Schüchterne Anfänge

Der Fußball hinkt ein bisschen hinterher. Erst 1905 findet ein Match zwischen Frankreich und der Schweiz statt. Frankreich gewinnt 1:0, aber von einer Liebesgeschichte zwischen dem Parc und dem Fußball kann nicht gesprochen werden. Noch nicht.

Denn der Fußball zieht ein paar Kilometer nordwärts, nach Colombes, wo die dortige Pferderennbahn in ein großes neues Stadion umgewandelt wird. Ein paar Jahre später wird Colombes zum Olympiastadion für 1924 ausgebaut. Erinnern Sie sich an „Die Stunde des Siegers“ („Charriots of Fire“)? Genau, das sind die Spiele von 1924.

Dabei war der Parc auch Kandidat für Olympia, wurde aber abgelehnt. Nicht groß genug, nicht neu genug. Olympia geht in die Vorstadt. Also beschließt die Stadt Paris, dem Parc ein neues Leben einzuhauchen. Am 19. April 1932 titelt die Zeitschrift Match: „Ein grandioses neues Stadion

in Paris!“ Tatsächlich, der neue Parc kann sich sehen lassen: 45.000 Plätze, davon 26.000 Sitzplätze. Die Begeisterung ist einhellig.

Mit der Einführung der Profiliga 1932 lässt sich der Racing Club de Paris im Parc nieder. Aber eigentlich gehört der Parc allen und niemandem. In den Nachkriegsjahren beispielsweise spielen dort neben dem Racing noch der Club Athlétique de Paris und der Stade Français. Drei Jahrzehnte lang empfängt das Stadion drei Spiele pro Woche! Dazu noch Boxkämpfe, Eiskunstlauf und natürlich Radrennen.

Die ersten wirklichen Stars im Parc sind die Radfahrer wie Fausto Coppi oder Louison Bobet. Aber der



Der Autor

Daniel Riolo

Jahrgang 1970, ist einer der bekanntesten frz. Sportjournalisten, bekannt für seine Radio-Sendungen auf RMC und seine Kommentare im Fernsehsender BFM TV. Seine zahlreichen Fußball-Bücher, darunter eine Geschichte des PSG, weisen ihn als unbestrittenen Experten für den Pariser Fußball aus. Hoffungslos verliebt in den Parc ist er sowieso.



Fußball holt auf: Am 13. Juni 1956 schießt Alfredo di Stéfano das erste Tor des ersten Europapokal-Endspiels der Landesmeister. Real Madrid schlägt den französischen Meister aus Reims mit 4:3. An jenem Abend waren mehr als 40.000 Zuschauer im Prinzenpark. Vier Jahre später findet hier auch das erste Endspiel einer Europameisterschaft statt: die Sowjetunion mit Lew Jaschin im Tor schlägt Jugoslawien mit 2:1 nach Verlängerung.

Auf dem periph'

Aber Paris wandelt sich und der Parc mit ihm. In den 60er Jahren soll die Stadt autogerecht werden. Geplant ist eine große Ringstraße, der „Boulevard périphérique“, ein Asphaltband von 33 Kilometern, dessen Zweck darin zu bestehen scheint, die Stadt von ihrem Umfeld abzutrennen. Der Prinzenpark muss weg. Der Abriss wird beschlossen. 1967 macht Raymond Poulidor das Licht aus. Aus-

gerechnet der ewige Zweite der Tour de France, das lebende Symbol des französischen Sports mit seiner Vorliebe für die zweiten Plätze, gewinnt die letzte der 54 Schlussetappen, die der Parc gesehen hat.

Ein neues Stadion ist für 1972 geplant. Es soll auf den Boulevard périphérique – den periph', wie die Pariser ihn nennen – gesetzt werden, zwischen der Porte de Saint-Cloud und der Porte d'Auteuil. Zwei Jahre bevor es so weit ist, wird westlich von Paris, in Saint-Germain-en-Laye, ein neuer Fußballclub gegründet. Ein kurioser Club, der im Grunde aus der Union zwischen einem Verein aus Saint-Germain-en-Laye und der Stadt Paris hervorgeht.

Tatsache ist nämlich, dass es inzwischen sozusagen überhaupt keinen Fußball mehr in Paris gibt. Wie eine solche Anomalie entstehen konnte? Nun, der Racing Club und der Stade Français sind schon seit einiger Zeit verschwunden, und der



Ehrenrunde für die Könighen: Real sichert sich den ersten Europacup 1956.



1971: Raymond Kopa zeigt sich von der Baustelle des neuen Parc beeindruckt.

Red Star, der Arbeiterverein aus der Nordstadt, spielt jenseits des périph', in der Banlieue von Saint-Ouen.

Gründung des PSG 1970, Eröffnung des neuen Parc des Princes 1972 – ein gutes Timing! Es ist Zeit, den Aufstieg in die erste Liga anzupeilen.

Der Vater des neuen Parc ist der Architekt Roger Taillibert. Inspiriert wird er von den resolut modernen, fast avantgardistischen Bauten des berühmten Brasilianers Oscar Niemeyer, dem Schöpfer von Brasília, dessen Buch *Die Kurven der Zeit* vom neuen Prinzenpark zu reden scheint:

„Wenn ich zeichne, erlaubt mir nur der Beton, ähnlich weitgezogene Kurven zu realisieren. Der Beton suggeriert weiche Formen, Formkontraste, durch eine kontinuierliche Modulation des Raums, die der Uniformierung durch die repetitiven Systeme des internationalen Formalismus entgegengetreten.“

Mit dem Parc des Princes wird Roger Taillibert zu einem international anerkannten Architekten. Seine Idee vom Fußball, seine Philosophie sind klar: „Der Fußball ist zur Oper geworden. Die Bühne, das ist der Rasen. Die Sänger, das sind die Spieler.“

Das Stadion ist eine Sensation. Kein Zuschauer ist weiter als 45 Meter von einer Außenlinie entfernt. Die Akustik ist kein Zusatzeffekt, sondern ein fundamentales Element. Kein Ton darf verloren gehen, die Stimmung muss im Inneren des Raums erhalten bleiben. Ein phänomenaler Sound.

Das Stadion formt eine Ellipse und scheint sich auf ausgelagerte Träger zu stützen, die der Außenhülle des Parks ihre Wirkung geben. Taillibert beschließt, 172 Flutlichtscheinwerfer in das elliptische Dach zu integrieren, ein Novum in Europa. Die Beleuchtung ist schlicht perfekt.



Roger Taillibert, der Vater des Parc.

Als er sein Schmuckstück enthüllt, bemerkt Taillibert trocken: „Wissen Sie, es sind vor allem die großen Mannschaften, die wissen, wie man ein großes Stadion nützt!“ Recht hat er, aber eine große Mannschaft gibt es in Paris immer noch nicht.

Zur offiziellen Eröffnung wählt man das Pokalfinale im Juni 1972. Allein schon deshalb, weil die Tradition es will, dass der Staatspräsident dem Endspiel beiwohnt. Und so sieht Präsident Pompidou einen 2:1-Sieg von Marseille gegen den SEC Bastia. Fünf Monate nach dem Fußball zieht auch der Rugby-Sport in den Parc ein. Beide Sportarten werden das Stadion prägen, beide werden den größten Teil ihrer Länderspiele dort austragen.

Wieder: gutes Timing. In den 70er Jahren hält das Fernsehen Einzug in jede Wohnung. Gleichzeitig wird der Sport immer wichtiger in der Freizeitgestaltung und als Massenkultur, der die Menschen

zusammenführt. Und der Sport in Frankreich, das ist jetzt der Parc. So gewöhnen sich Millionen von Franzosen im Moment der Vorfreude auf ein Großereignis an den unvermeidlichen Reporterspruch: „Bonjour, et bienvenue au Parc des Princes!“

Eine echte Liebesgeschichte (mit schlechtem Ausgang)

Endlich haben die Nationalmannschaften ihr Stadion, und so beginnt eine echte Liebesgeschichte der Franzosen mit dem Parc. Nach all den Jahren des peinlichen Scheiterns, nach all den verpassten Weltmeisterschaften verzaubern die Blauen von Platini das Land und gravieren sich für immer im kollektiven Gedächtnis ein. Endlich existiert die Nationalelf wieder. Im November 1977 erlebt der Parc des Princes einen denkwürdigen Abend mit einer unglaublichen Stimmung. Frankreich braucht einen Sieg gegen Bulgarien und gewinnt 3:1. Platini, damals gerade 22, schießt ein tolles Tor. Argentinien, wir kommen! Vier Jahre später, wieder an einem Novemberabend im Parc, macht er dasselbe noch mal, ein direkter Freistoß gegen die Niederlande – Spanien, wir kommen! Und noch mal vier Jahre später, noch ein Novemberabend im Parc, noch ein Platini-Freistoß – Mexiko, wir kommen! So etwas vergisst eine Nation nicht.

Genauso wenig wie den ersten großen Titel, bei der EM 1984. In fünfzehn Tagen schießt Platini neun



Tore in fünf Spielen. Und nimmt den Pokal im Parc entgegen.

In den 70ern wird auch Rugby immer beliebter. Wie der Fußball profitiert dieses Spiel gleichzeitig vom Fernsehen und vom Parc. Das jährliche „5-Nationen-Turnier“ ist ein echtes Ereignis. 1977 gewinnt Frankreich alle vier Spiele und holt sich die Trophäe. Das Stadion wird zum Glücksbringer, die Stimmung pusht die Einheimischen und schüchtert die Gegner ein.

In den 80er Jahren, als der Rock in die Stadien geht, kommt die Musik in den Prinzenpark. Das erste Großkonzert gibt Michael Jackson, im Juni 1988. Ihm folgen: die Stones, U2, David Bowie, die Red Hot Chili Peppers, Metallica, Iron Maiden, Robbie Williams, Genesis, Bruce Springsteen, NTM, Mika, Coldplay – die Liste erhebt

keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Und alle schwärmen sie vom Parc und seiner Akustik!

Aber das Ende einer Epoche naht. Am 2. Juli 1992 erhält Frankreich den Zuschlag für die WM 1998. Diese gute Nachricht für den französischen Sport ist eine schlechte für den Parc, denn das bedeutet den Bau einer Riesenarena mit 80.000 Plätzen. Und das heißt, dass die Nationalmannschaften umziehen werden. Der Parc fühlt sich im Stich gelassen. Er ist tief gekränkt. Und er wird sich rächen.

Ende 93 kommt die Gelegenheit: die Blauen brauchen noch einen Punkt aus zwei Heimspielen, um sich für die WM 94 in den USA zu qualifizieren. Im Oktober, unter einer wahren Sintflut, schaffen sie es, in den letzten sieben Minuten einen



Endlich ein Titel für die Bleus! Europameister 1984, unter Michel Hidalgo.



Modeschöpfer Daniel Hechter erweckt den PSG und bringt ihn in den Parc.

Vorsprung gegen den abgeschlagenen Gruppenletzten Israel zu verspielen und mit 2:3 zu verlieren. Und im November erleben sie eine der schlimmsten Nächte der französischen Sportgeschichte: Kostadinov schießt Bulgarien zum Sieg in der 92. Minute. Aus und vorbei. Frankreich fährt nicht nach Amerika. Der Parc bringt kein Glück mehr.

Und auch das Rugby bekommt seinen Zorn zu spüren: das Abschiedsspiel der Nationalmannschaft gegen Südafrika geht mit 12:50 in die Hosen – eine der schmerzhaftesten Schlappen in der Geschichte des Teams.

128 Länderspiele der Fußballnationalmannschaft, 59 Spiele des 5-Nationen-Turniers, 33 Pokalfinals, 33 Endspiele um die Rugby-Meisterschaft, sechs Europacup-Endspiele (darunter die Bayern 1975), das EM-Finale 1984 – was für eine Bilanz, Erinnerungen ohne Ende. Jetzt bleibt ihm nur noch der PSG.

Ein seltsamer Club, ein aufregender Club

„Der Fußball in Paris existiert nicht mehr; helft uns, ihn wiederzubeleben!“ Wir sind im Jahr 1970, ein verzweifelter Appell im Radiosender Europe 1 schreibt Geschichte. Keiner rechnet damit, aber über 17.000 Leute schicken Mitgliedsbeiträge für einen nicht existierenden Club! Das Projekt wird von Stars aus dem Showbusiness unterstützt. Die Idee wird dem Bürgermeister von Saint-Germain-en-Laye, Henri Patrelle, zugetragen, und er stimmt einer Fusion zu. Saint-Germain hat ein Team, in der zweiten Liga, und funktionierende Vereinsstrukturen. Paris hat gar nichts, nur einen Namen und das Versprechen auf ein fantastisches Stadion ab 1972.

Das Projekt „Paris Saint-Germain“ lässt sich gut an, sogar der Aufstieg klappt, aber zwei Jahre später will die Pariser Stadtverwal-



tung plötzlich nichts mehr von dem vereinbarten Namen wissen und fordert eine Umbenennung in „Paris FC“. Verärgerung allerorten bis hin zur Spaltung: der „Paris Saint-Germain“ behält seinen neuen Namen, aber kehrt schmollend in den Amateurfußball zurück. Der „Paris FC“ behält die Profiabteilung, kriegt aber nichts auf die Beine gestellt. Ein Misserfolg.

Jetzt betritt Daniel Hechter die Bühne. Ein Modeschöpfer. Das ist, als ob heutzutage Armani, Boss oder Dior plötzlich Lust darauf hätten, einen Fußballclub zu gründen. Mit Freunden aus der Pariser Schickeria – u. a. ein Plattenproduzent und ein Werbefritze – sucht er nach möglichen Übernahmekandidaten. Das Fußball-Milieu ist misstrauisch und spricht geringschätzig von der „Gang mit den rosa Hemden“ (dabei trägt Hechter immer Himmelblau!). Er lässt eine Studie erstellen. Da wäre noch dieser „Paris Saint-Germain“. Eine Notlösung.

Hechter übernimmt den PSG und setzt aufs Ganze. Er hat nur ein Jahr, um den Club – mittlerweile heimlich, still und leise in die zweite Liga aufgestiegen – in die Oberklasse zu hieven und vom Pariser Stadtrat den Parc zugesichert zu bekommen. Sein erster Vizepräsident ist: Jean-Paul Belmondo! Als Trainer holt er sich: Just Fontaine, den WM-Rekordtorschützen von 1958 mit seinen 13 Treffern. Das sind keine Verpflichtungen, das ist ein Casting!

Hechter leiht sich Geld beim reichen Radiosender RTL, das er nach einem Jahr zurückzahlen muss. Riskant. Steigt der PSG nicht auf, ist die Geschichte zu Ende, bevor sie begonnen hat. Am Ende der Saison 1973/1974 schafft es der Club in die Relegationsspiele gegen Valenciennes. Das Hinspiel geht 2:1 verloren. Hechter setzt alles dran, um das Rückspiel im Parc austragen zu dürfen, bekommt die Genehmigung und sieht einen 4:2-Sieg seiner Truppe. Und wie's das Schicksal will, steigt der Paris FC im selben Monat (und auf Nimmerwiedersehen) in die zweite Liga ab. Hechter hat es geschafft: jetzt gibt es nur noch einen Club in Paris, und das ist der PSG!

Paris, die meistbesuchte Stadt der Welt. Unbestrittener Anziehungspunkt eines traditionell zentralisierten Landes. Man liebt es, man hasst es, aber alle wollen hin. Es gibt Paris, und es gibt die Provinz. Die Beziehung zwischen der glanzvollen Hauptstadt und dem Rest des Landes ist problematisch. Der Geograph Jean Gravier warnte schon 1947 in einem Buch davor, das Land in „Paris und die französische Wüste“ zu verwandeln. Das ambivalente Verhältnis der Franzosen zu ihrer Hauptstadt spiegelt sich auch in ihrer Beziehung zum PSG wider.

1974 ist der Prinzenpark fast eine Nummer zu groß für den jungen PSG. Glaubt man dem Portugiesen Pauleta, einem der größten Stürmer der Clubgeschichte, kann



das Stadion für seine eigenen Spieler ganz schön einschüchternd sein: „Wenn ein neuer Spieler beim Einlaufen den Kopf in Richtung Tribünen hob, dann wusste ich, er wird es schaffen. Hielt er den Kopf gesenkt, war mir klar, er würde in Paris nicht weit kommen. Man muss Mut haben, um es mit diesem Stadion aufzunehmen.“

Seinen ersten Titel holt der PSG 1982, ein Pokalsieg gegen Saint-Étienne, das letzte Spiel Platinis in Frankreich, bevor er zu Juventus wechselte. Seine zwei Tore sind aber nicht genug, Paris gleicht in der letzten Minute der Verlängerung aus und gewinnt das Elfmeterschießen. Erster Titel, erste Live-Übertragung im Fernsehen. Jetzt kennt den PSG jeder.

Im Herbst geht's zum ersten Mal in den Europapokal. Zugelost wird der bescheidene belgische Club Waterschei. Kein Hammerlos, aber

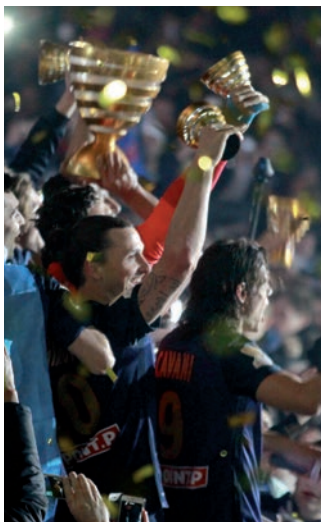
der Hunger ist gewaltig: 49.000 drängen sich in den eigentlich für 45.000 konzipierten Parc. Seither waren sie alle mindestens einmal da: Barça, Milan, Juve, Bayern, der BVB, Chelsea, Liverpool, Arsenal...

Der schönste aller Europacup-Abende bleibt der 18. März 1993. Champions-League Viertelfinale. Das Hinspiel hat der PSG in Bernabéu mit 3:1 verloren. Im Rückspiel macht der PSG zehn Minuten vor Schluss das 2:0, bevor Valdo in der 89. auf 3:0 erhöht. Aber Madrid kommt zurück. In der Nachspielzeit verkürzt Zamorano auf 3:1. Und als alle mit der Verlängerung rechnen, köpft Abwehrspieler Kombouaré das vierte Tor in der 95. Minute – der helle Wahnsinn. Der périph' bebt – einen solchen Lärm hat selbst der Parc noch nie gehört.

Auf die glanzvollen 90er Jahre folgen weniger erfreuliche Ereignisse



Hereinspaziert und willkommen in einem von Europas besten Stadien.



Titelhamstern mit Ibrahimović.

zu Beginn des neuen Jahrhunderts. Der Club versinkt im Mittelmaß, die Tribünen spiegeln die sozialen Spaltungen der Gesellschaft wider. Am Ende des Jahrzehnts muss der Club zwei Tote im Stadionumfeld beklagen. Jetzt muss durchgegriffen werden. Einige Ultra-Gruppen werden verbannt, die Sicherheitsmaßnahmen verstärkt. Die Stimmung leidet.

Der Neubeginn kommt mit den katarischen Investoren 2010, die das Potential des PSG erkannt haben. Heute scheint sich der neue französische Serienmeister in den Top 8 des europäischen Fußballs etabliert zu haben, der Blick geht weiter nach oben. Der neuen Clubführung wird der gute alte Parc

langsam zu klein. Bei der nächsten Renovierung wollen sie ihn auf 60.000 Plätze ausbauen.

Aber der Vater des Parc, Roger Taillibert, hat sich für alle Veränderungen ein Vetorecht vorbehalten. 60.000 Plätze? Nicht unmöglich, aber schwierig. Wenn schon, dann lieber in zwei Etappen. Für die EURO 2016 begnügt man sich mit einem schönen Lifting, um die vier geplanten Gruppenspiele und ein Achtelfinale gebührend zu empfangen.

Und nach der EM? Manche sprechen von einem Umzug des PSG ins Stade de France. Lächerlich. Kein Fan, der halbwegs bei Verstand ist, könnte sich den PSG anderswo als im Parc vorstellen.

Andere schlagen einen Abriss vor, um das Stadion komplett neu zu bauen. Darüber kann Taillibert mit seinen 90 Jahren nur lachen: „Wie wär’s, wenn Sie gleichzeitig auch Notre-Dame abreißen, um auf der Seine-Insel ein bisschen Platz zu machen? Oder den Eiffelturm, dann hat man einen besseren Blick auf das Champ-de-Mars!“

Finger weg vom Parc, seiner tollen Architektur und seiner spannenden Geschichte! Und ein „Naming“ kommt auch nicht in Frage! Wünschen wir Roger Taillibert ein langes Leben, damit er sein Schmuckstück weiter verteidigen kann. „Über all die Jahre hat dieser seltsame Blumenkorb seine ganze Kraft bewahrt“, hat er kürzlich verlauten lassen. Recht hat er!



St. Denis.

Le Stade de France.



Das Stade de France kann einem leidtun: seit dem traurigen Freitag, dem 13. November 2015, und einem Freundschaftsspiel, das als „Gala-Abend“ gedacht war zwischen dem amtierenden Weltmeister und dem kommenden Gastgeber der EURO 2016, wird es in erster Linie mit den Selbstmordattentätern in Verbindung gebracht, die sich auf seinem Vorplatz in die Luft sprengten. Ironischerweise wurde nur eine Woche danach einer der Organisatoren der Pariser Attentate im Bataclan-Theater und auf den Straßen des 11. Stadtbezirks ausgerechnet in Saint-Denis von der Polizei erschossen, in der Stadt also, wo das Stadion steht. Grade

mal ein halbes Jahr nach diesen schrecklichen Vorfällen ist es ein Ding der Unmöglichkeit, diese Bilder aus seinem Kopf zu verbannen, aber sowohl das Stade de France als auch die Stadt Saint-Denis hätten einen unbefangeneren Blick verdient.

Die französische Nationalmannschaft ist seither bereits – mit gemischten Gefühlen – in „ihr“ Stadion zurückgekehrt, zu einem Testspiel gegen Russland am 29. März, und sie wird dort auch am 10. Juni gegen Rumänien die EM eröffnen. Nur sechs Tage später steht hier dann das Nachbarschaftsduell der deutschen Elf gegen Polen auf dem



Programm. Beide, die Franzosen und die Deutschen, kämen gerne am 10. Juli zum Finale wieder vorbei. Insgesamt wird das Stade de France sieben Spiele empfangen und damit das meistbenutzte Stadion des Turniers sein.

Saint-Denis – kleiner Ausflug ins Geschichtsbuch

Auf das Stadion kommen wir später wieder zurück. Fangen wir an mit der Stadt Saint-Denis („s“ bitte nicht aussprechen). Die Legende ihrer Gründung sagt schon einiges über ihre historische Bedeutung aus. Dafür lohnt es sich, das Geschichtsbuch aufzuschlagen.

Der erste Bischof von Paris (damals Lutetia) namens Denis (lateinisch: Dionysius) soll um das Jahr 250 unserer Zeitrechnung als Märtyrer auf dem Gipfel eines Hügels geköpft worden sein, der heute als „Montmartre“ (also als „Berg des Martyriums“) bekannt ist. Zu dieser Zeit war das Christentum auf dem Weg, zur dominanten Religion im Römischen Reich zu werden. Der Sage nach nahm der geköpfte Denis seinen Kopf unter den Arm und marschierte von der Stelle, wo heute die Sacré-Coeur-Basilika steht, bis zu einem Steinkreis – den man sich ungefähr so wie im englischen Stonehenge oder im bretonischen Carnac vorstellen muss –, in dem die Könige der Gallier vor der römischen Invasion gekrönt worden waren. Dort wurde er dann begraben.

Natürlich ist diese Geschichte des 6-km-Marsches von Denis „apokryph“, also nachträglich überliefert und, sagen wir mal, nicht unbedingt wörtlich zu nehmen. Sie erscheint zum ersten Mal im 6. Jahrhundert, in Schriften, die das Leben der heiligen Geneviève erzählen. Geneviève (deutsch: Genoveva) war eine freie Bürgerin, die zur Zeit des Niedergangs des Römischen Reiches Stadträtin in Paris war (auch heute hat Paris übrigens eine Bürgermeisterin). Sie soll bei der Verteidigung der Stadt während mehrerer Belagerungen im 5. Jahrhundert – insbesondere durch die Hunnen unter dem berühmten Attila und durch



Der Autor

David Ranc

Jahrgang 1977, ist Franzose, allerdings mit einem Dokortitel aus Cambridge. Er arbeitet an der ESSCA École de Management in Paris. Beim englischen Wissenschaftsverlag Palgrave Macmillan koordiniert er eine Buchreihe zum europäischen Fußball. Auf Versuche, den PSG als Verein ohne Tradition zu verunglimpfen, reagiert er ausgesprochen allergisch.



den ersten Merowinger-König Childerich – eine hervorragende Rolle gespielt haben und gilt seither als Schutzpatronin von Paris.

Ihr wichtigster Schützling war Chlodwig, der erste Frankenkönig nach dem Ende des Römischen Reichs, dessen Bekehrung zum Christentum und Salbung zum König im Jahr 496 von den späteren royalistischen Historikern als die Gründung Frankreichs angesehen wurde. Jedenfalls mussten das Generationen von Schulkindern bis vor kurzem auswendig lernen.

Geneviève ließ eine Kirche um das Grabmal von Saint-Denis herum-bauen. Im Laufe der Jahrhunderte wurden daraus immer größere Gotteshäuser, bis hin zur heutigen

gotischen Basilika, die seit 1966 auch den offiziellen Status einer Kathedrale hat. Geneviève ließ sich dort begraben, wie Chlodwig und seine Frau Clothilde. In der Folge wurde die Basilika zur Grabstätte aller Dynastien, die über Frankreich geherrscht haben: nach den Merowingern die Karolinger, dann ab dem 11. Jahrhundert die Mehrheit der sogenannten Kapetinger. Jahrhunderte später hegten sogar die Emporkömmlinge der Familie Bonaparte den Plan, sich dort bestatten zu lassen, aber das jeweils überstürzte Ende der beiden napoleonischen Kaiserreiche ersparte uns die Verwirklichung dieses Projekts.

Die Erfindung der Gotik

Die Geschichte der Stadt Saint-Denis ist also seit ihrer Gründung eng mit der Legitimierung des Christentums als Staatsreligion verbunden und damit auch mit der Legitimierung der Monarchen und der Legenden um das Entstehen Frankreichs im frühen Mittelalter. Insofern spielt sie durchaus die gleiche Rolle wie die König-Arthur-Legenden auf den britischen Inseln.

Für das heutige Europa ist vielleicht die Tatsache am interessantesten, dass in der Saint-Denis-Basilika im 12. Jahrhundert der Baustil der Gotik entstanden ist, der so viele unserer Städte prägt, von Köln bis Mailand über Straßburg und York. Bei der Erweiterung der Basilika benutzte der damalige Abt



Saint-Denis, Wiege der Gotik.



Letzte Ruhestätte für Königsdynastien.

Suger zum ersten Mal in einem bedeutenden Gebäude die Spitzbögen und Kreuzrippengewölbe, durch die sich die gotische Baukunst definiert. Von Saint-Denis ausgehend, über die großen Kathedralen der „Île-de-France“ wie Chartres, Reims, Amiens und natürlich Notre-Dame de Paris, entwickelte sich die Gotik zur ersten wirklich umfassend europäischen Kunstepoche seit dem Sturz des Römischen Reiches. Augenzwinkernd könnte man sagen, dass es ein paar Jahrhunderte später durchaus angemessen ist, dass der Meister einer anderen gesamteuropäischen Leidenschaft in Saint-Denis ermittelt wird ...

Nach Saint-Denis zu fahren und die Basilika nicht zu besichtigen, ist ein Unding. Ein Besuch drängt sich auf, allein der ganzen Grabmäler der französischen Könige wegen, aus denen die Entwicklung der Bildhauerkunst über die Jahrhunderte anschaulich wird. Die Architektur und die Glasfenster stehen Notre-Dame in nichts nach (nur

dass man sie hier in Saint-Denis in Ruhe und ohne Gedränge bewundern kann ...). Es könnte sogar sein, dass ein geruhvoller Besuch dieses wichtigen europäischen Kulturerbes Sie dazu verleiten wird, in ein paar Jahren wieder einmal vorbeizuschauen, wenn das Projekt der Rekonstruktion des linken Glockenturms mit den erhalten gebliebenen Originalsteinen ausgeführt worden ist. Vielleicht gibt's ja wieder ein Freundschaftsspiel in Saint-Denis oder ein Europacup-Finale!

Im Umfeld der Kathedrale

Um die Kathedrale erstreckte sich früher ein – natürlich „königliches“ – Kloster, von dem noch einige Gebäude existieren und in dessen Parkanlagen die UEFA ihre Fanzone einrichten will.

Wenn Sie an Architektur interessiert sind, sollten Sie allerdings über den Tellerrand der Fanzone hinaus die Stadt erkunden. Im Umfeld der Basilika und des Klosters werden Sie nämlich eine Reihe interessanter Gebäude finden. Zum Beispiel den ehemaligen Sitz der legendären kommunistischen Tageszeitung *L'Humanité*, 1989 vom brasilianischen Architekten Oscar Niemeyer entworfen, dem man auch die Hauptstadt Brasília verdankt – ein netter kunsthistorischer Bindestrich zwischen der letzten WM und der Euro. Nachdem die Kommunistische Partei Frankreichs in der Zwischenzeit aber



Bunt und multikulturell wie das heutige Frankreich: Markthallen in Saint-Denis.

enorm an Bedeutung einbüßte, konnte sie sich den Unterhalt nicht mehr leisten und verscherbelte das mittlerweile unter Denkmalschutz stehende Bauwerk an den Staat.

Einen Blick wert ist auch der Markt von Saint-Denis, aus zwei Gründen: zum einen wegen der gusseisernen großen Markthalle aus dem 19. Jahrhundert im Stile von Victor Baltard, zum anderen wegen der Vielfalt der Lebensmittel aus aller Herren Länder, mit denen man die ethnische Diversität der Stadt sehr konkret erfassen kann. Markttag ist Dienstag, Freitag und Sonntagvormittag bis 13.30 Uhr.



Zum Stade de France

Jetzt habe ich Sie genug mit den kulturgeschichtlichen Hintergründen gelangweilt, schließlich sind Sie für den Fußball nach Saint-Denis gekommen. Sprechen wir also vom Ziel Ihrer Reise, dem Stade de France, letztendlich auch ein Monument zeitgenössischer Architektur in Saint-Denis.

Wahrscheinlich haben Sie von seiner Geschichte schon in groben Zügen gehört. Als Frankreich 1992 den Zuschlag für die WM 1998 bekam, war der Bau eines neuen Stadions mit einem Fassungsvermögen von 80.000 Zuschauern eine verbindliche Auflage. Natürlich war die Frage, wo genau das Stadion hinkommen sollte, eine hochpolitische Angelegenheit.

Die Entscheidung war eine im doppelten Sinne „politische“. Zunächst ging es um durchaus noble politische



Fragen der Raumordnung. Ziel war, das Stadion in die Neugestaltung des Pariser Umlands einzubeziehen, um die Bausünden der 60er und 70er Jahre teilweise zu kompensieren. So fiel 1991 unter sieben ernsthaften Kandidaten die Wahl auf den Ort Sénart im Südosten der Hauptstadt, 30 km vom Pariser Zentrum entfernt, eine dieser Retortenstädte, die in den 70ern aus dem Boden gestampft wurden, um die Hauptstadt zu entlasten und für erschwingliche Wohnungen zu sorgen.

Leider waren die Umstände der Entscheidungsfindung auch im schlechtesten Sinne politisch: 1993 gab es Neuwahlen, und Frankreich fand sich in einer sogenannten „Kohabitation“ gefangen, in der sich der amtierende Staatspräsident, der Sozialist François Mitterrand, und der gaullistische, also eher christdemokratische Premierminister Édouard Balladur eine Art Grabenkampf lieferten. Wie eine große Koalition, nur noch verfahrenere! Dann mischte sich auch noch der damalige Pariser Bürgermeister Jacques Chirac ein, der sich für die Industriebranche der ehemaligen Kokerei und Gasometer in der sogenannten Plaine Saint-Denis starkmachte. Für ihn war das Stadion ein potentieller Motor für die Entwicklung dieses sozialen Brennpunkts in unmittelbarer Nachbarschaft der Hauptstadt und gleichzeitig die Gelegenheit, seinem Rivalen Mitterrand in die Suppe zu spucken.

Die endgültige Entscheidung zog sich so lange hinaus, dass den vier Architekten Michel Macary, Aymeric Zublena, Michel Regembal und Claude Costantini schließlich gerade mal drei Jahre blieben, um das Gebäude fertigzustellen.

Im 21. Jahrhundert mit seinen ganz auf den Fußball zugeschnittenen Arenen wird das Stade de France oft kritisiert: die Zuschauer seien zu weit vom Spielfeld entfernt, es komme keine echte Stadionatmosphäre auf, es sei im Grund schon bei der Eröffnung altmodisch gewesen. Solche simplen Vorwürfe greifen etwas kurz. Schaut man genauer hin, ist das Stade de France eine konzeptuelle und architektonische Meisterleistung.

Das Stadion ist nicht nur in seiner Ästhetik sehr gelungen, sondern auch im Detail durchdacht. Hauptanliegen der Bauherren war die Sicherheit der Zuschauer. Dazu darf man nicht vergessen, dass Paris bereits Mitte der 90er Jahre ein Ziel terroristischer Angriffe war, unter anderem durch die radikal-islamistische Organisation G.I.A. Es ging also darum, die Zuschauerströme im Notfall so effizient wie möglich evakuieren zu können. In dieser Hinsicht orientiert sich die Stadionarchitektur an den römischen Amphitheatern mit ihrem System der „Vomitorien“: das Spielfeld ist um einige Meter in den Boden versenkt, die Zuschauer treten im unteren Drittel des Gebäudes ein und wenden sich dann auf getrenn-



Juni 2013: Muse rockt das Stade de France.

ten Treppen entweder nach oben in Richtung Mitteltribüne oder nach unten. Die Obertribüne ist unabhängig davon durch einen eigenen Treppenzugang von außen zu erreichen. Das heißt, dass im Gegensatz zu vielen anderen Stadien diese Anordnung den Zuschauern der Obertribüne ein langes Schlange stehen vor verstopften Treppenausgängen erspart und ihnen ein schnelles Verlassen des Stadionraums erlaubt.

Der um das Stadion herum angelegte Vorplatz ist ein sogenannter „Glacis“, eine Esplanade, die eine leichte Neigung aufweist und es so relativ unangenehm macht, sich dort länger aufzuhalten oder zusammenzurollen. Der Platz dient so ausschließlich dem flüssigen Zugang und der zügigen Evakuierung der Menschenmassen.

Natürlich muss man auch in Betracht ziehen, dass das Stadion von vornherein als multimodal angelegt wurde, um nach der Weltmeisterschaft auch für eine Olympiabewerbung in Frage zu kommen. Die unteren Tribünen können eingefahren werden, um eine achtspurige Leichtathletik-Laufbahn freizulegen. Das mögen Fußball- und Rugbyfans kritisieren, aber das ermöglicht der Stadt Paris, sich mit einem bis dahin über fünfundzwanzig Jahre alten, aber erstklassig erhaltenen Mehrzweckstadion aussichtsreich für die Olympischen Spiele 2024 zu bewerben, ohne sich dafür ruinieren zu müssen.

Benutzt wird das Stadion seit seiner Einweihung im Januar 1998 mit einem Freundschaftsspiel gegen Spanien für die Mehrzahl der Heimspiele der Fußball- und Rugby-



Nationalmannschaften sowie für Endspiele in beiden Sportarten. Es ist auch das einzige Stadion der Welt, in dem ein WM-Finale im Rugby und im Fußball stattgefunden hat. Zusätzlich empfängt das Stade de France jedes Jahr eine der weltweit größten Leichtathletikveranstaltungen, das Meeting de Paris. Und natürlich eine lange Reihe von Konzerten und Großveranstaltungen aller Art.

Das Pariser Fußball-Dilemma

Was das Stade de France bis heute nicht geschafft hat, ist, zum Heimatstadion eines großen Clubs zu werden. Dabei war die Entscheidung für den Standort Saint-Denis ursprünglich mit der Erwartung verbunden worden, dort auch einen Club zu beherbergen, der in der Lage sein sollte, das Stadion zwanzig Mal im Jahr zu füllen. Natürlich dachte dabei jeder an den PSG als idealen Kandidaten, zumal er Mitte der 90er Jahre eine europäische Top-Mannschaft hatte (fragen Sie Oliver Kahn!).

Aber die verschiedenen Eigentümer des Clubs seit 1998 haben sich einem Umzug aus dem Parc des Princes immer verwehrt. Nicht so sehr wegen ihrer störrischen Fans, wie es die Medien gerne behaupten, sondern einfach aus wirtschaftlichen Gründen. Einerseits koppelte die Pariser Stadtverwaltung ihre Förderung des Breitensports beim PSG immer daran, dass der Club den Stadtkern von Paris nicht verlassen würde. Andererseits scheint eine

Kapazität von 80.000 Plätzen oberhalb der optimalen Größe für einen „normalen“ europäischen Spitzenclub angesiedelt (Ausnahmen wie Barcelona oder Dortmund bestätigen nur die Regel). Den Verantwortlichen beim PSG schwebt eher ein Stadion wie das Emirates von Arsenal mit seinen 60.000 Plätzen vor. Und wie im vorhergehenden Text zu lesen war, haben sie die Hoffnung, den Parc des Princes auf diese Größe auszubauen, noch nicht aufgegeben.

Auch zeigte sich das mit der Verwaltung des Stade de France beauftragte Konsortium keineswegs erpicht darauf, einen festen Club zu empfangen. Tatsache ist nämlich, dass sich der Staat 1995 vertraglich dazu verpflichtete, sollte sich kein Club finden, jährlich eine recht großzügige Subvention zu überweisen, um den Gewinnausfall zu kompensieren. So steckt das Konsortium lieber das Geld ein und hat volle Freiheit bei der Terminwahl zur Organisation von Riesenkonzerten, mit denen ohnehin dank total überhöhter Eintrittspreise mehr Kasse als beim Fußball gemacht wird.

In der Banlieue

Käme neben dem PSG eigentlich überhaupt irgendein Club für das Stade de France in Frage? Kaum: der Traditionsverein Red Star – gegründet 1897 von Jules Rimet persönlich! – spielt zurzeit als Fünfter der 2. Liga vor durchschnittlich 2.000 Zuschauern ... (nein, nein, da fehlt keine Null!).



So bleibt das Stade de France ein überdimensioniertes UFO in der Banlieue. In einer Banlieue, die seit den Krawallen vor zehn Jahren sowieso schon schlecht beleumundet war und nun auch noch als Terroristen-Brutstätte gilt. Angesichts der Millionen von Menschen, die in den Vorstädten eigentlich ziemlich gut zusammenleben und -arbeiten, ist das natürlich ein unfaires Vorurteil. Aber den schlechten Ruf als ewiger sozialer und ethnischer Brennpunkt wird die Banlieue nicht mehr los.

Und Saint-Denis gilt als Prototyp des Banlieue-Unruheherds. Das Département, dem es seinen Namen gab, Seine-Saint-Denis, wird oft nur das „neuf-trois“ genannt, nach seiner Postleitzahl „93“. Je nach Sprecher ist dies abschätzend gemeint (aus Pariser Sicht) oder trotzig herausfordernd (von den Rappern beispielsweise). In der Populärkultur steht Saint-Denis stellvertretend für die ethnische Vielfalt, die sozialen

Probleme und die Stigmatisierung der gesamten Banlieue. Der Regisseur Abdellatif Kechiche drehte dort seinen mehrfach preisgekrönten Film *L'Esquive* (deutsch „Nicht ja, nicht nein“) über die Entdeckung der französischen Literatur durch Einwanderer-Kinder in den Beton-Ghettos der Vorstadt. Aus Saint-Denis kommt auch die legendäre Rap-Gruppe Suprême NTM, deren Akronym „Nique ta mère“ bedeutet, was wir an dieser Stelle nicht unbedingt übersetzen müssen. NTM steht für einen Kampf-Rap, der sich gegen die Hauptstadt und die bestehende Ordnung auflehnt.

Das Stade de France leitete eine Epoche der Hoffnung für Saint-Denis ein. Dank des Baus wurde die schreckliche A1 teilweise überdeckt, was das alte Industriegebiet aus seinem „Kerker“ befreite und zu einer von Europas attraktivsten Gegenden für die Ansiedlung von Büro-Immobilien machte. Leider



Als PSG-Fans rappen „NTM“ lieber im Parc!



Star-Wars-Ausstellung in der Cité du Cinéma von Luc Besson (2014).

wurde diese sehr positive Dynamik seit der Finanzkrise 2008 wieder gebremst. Der Südteil von Saint-Denis bleibt sehr aktiv – der Regisseur und Produzent Luc Besson hat eine Film- und Eventstadt hochgezogen, zahlreiche Unternehmen wie die Verkaufsplattform *vente-privée.com*, die SNCF und der Mobilfunkriese SFR haben sich dort niedergelassen.



Eröffnung der Cité du Cinéma 2012.

Der Osten und Norden der Stadt profitieren davon jedoch kaum.

Das liegt auch an der schlechten Verkehrsanbindung. In den 30er Jahren war Saint-Denis noch gut mit allen umliegenden Städten der Banlieue verbunden, heute konzentrieren sich die Bahnhöfe hauptsächlich auf den mit Paris verbundenen Süden der Stadt, wo das Stadion steht. Das geplante neue Streckennetz rund um den Gürtel der Stadt, das den Arbeitstitel Grand Paris trägt, könnte Abhilfe schaffen. Aber bis dahin geht noch viel Wasser die Seine hinunter ...

Wünschen wir den Bewohnern von Saint-Denis zuerst einmal, dass das Fußballfest dieses Sommers den 13. November in den Schatten stellt und dass ihre Stadt – wer weiß? – vielleicht wieder mit einem Triumph der Blauen in Verbindung gebracht wird.



LYON/ST. ÉTIENNE





Ziemlich beste Feinde!

Von den sozialen Gräben in der Provinz.

Von Haustür zu Haustür liegen weniger als 50 km zwischen dem brandneuen Stade des Lumières in Lyon und dem heißen „Kessel“ Geoffroy-Guichard in Saint-Étienne. Für die Bewohner der beiden Städte – die eher bürgerlich angehauchten Lyonnais aus der Metropole und die Stéphanois, Enkel der Bergleute und Fabrikarbeiter einer vergangenen Zeit – könnte die Distanz größer nicht sein.

Lyon, das ist wirtschaftliche Stärke, urbane Eleganz, kontinuierliches Wachstum. Verglichen mit diesem überlegenen, immer ein bisschen hochnäsigen Nachbarn kommt das vom Schicksal nicht gerade verwöhnte Saint-Étienne ein bisschen armselig daher.

Muss man sich da wundern, wenn der Fußball beim Aufeinandertreffen dieser beiden mit symbolischer Bedeutung überfrachtet wird? Lyon gegen Saint-Étienne, das ist auf jeden Fall das verbissenste, das am härtesten umkämpfte aller Derbys in Frankreich. Und es sind ja auch zwei Hochburgen, die da aufeinandertreffen: mit zehn Meistertiteln zwischen 1957 und 1981 ist die AS Saint-Étienne immer noch offizieller Rekordmeister, musste dann aber zwischen 2002 und 2008 zuschauen, wie der reiche Nachbar sieben Meisterschaften am Stück holte. Auch im Derby liegt der Underdog aus Saint-Étienne noch vorn: Von 112 Derbys konnten die Grünen 42 für sich entscheiden, während der OL nur auf 38 Siege kommt. Am heiß ersehnten Europapokal sind allerdings beide immer vorbeigeschrammt. Dieses Trauma sitzt bei beiden gleich tief.

Natürlich werden die Unterschiede zwischen den beiden Städten bei diesen Aufeinandertreffen auch immer gehörig übertrieben. Da holen die Medien die alten Geschichten aus der Mottenkiste, und die Ultras auf beiden Seiten überbieten sich im gegenseitigen Beschimpfen. Je wüster und absurder, desto besser. Eine Kostprobe? Die OL-Fans in der Saison 2000/2001: „Als in Lyon das Kino erfunden wurde, verreckten Eure Väter im Bergwerk.“ Postwendende Antwort: „Vor 30 Jahren schrien Eure Väter: Allez les Verts!“ So was sitzt.

Im wirklichen Leben geht's weitaus zivilisierter zu. Wer sich als Besucher Zeit nimmt, beide Städte zu erkunden, wird rasch feststellen, dass der Wohlstand zwar ein bisschen ungleich verteilt ist, jede von ihnen aber ihre eigene Dynamik und ihren eigenen Reiz hat.

„Allez, les Verts!“ Optimismus bei den Saint-Étienne-Fans vor dem Europacup-Finale 1976.



Lyon.

Olympisches Kino.



Guignol - Lyons ewig junges Kaspertheater.

Sein Name ist Laurent Mourguet. Aus Lyon. Sagt Ihnen nichts? Normal, er war ja auch kein Fußballer. Es war ein „Canut“, also ein Facharbeiter im Seitenweber-Gewerbe, ein Handwerk, das für die Stadt Lyon zur Quelle immensen Reichtums werden sollte. Im Jahr 1808 hat ihm seine Frau Madelon schon zehn Kinder geschenkt. Es ist Zeit für Laurent, sich selbständig zu machen und aus seinen Fertigkeiten Kapital zu schlagen. Und so wird aus dem Seidenweber der Zähneausreißer, von dem das ganze Département Rhône spricht: um den Patienten die Angst zu nehmen, lässt er sich lustige

Geschichten einfallen und veräppelt dabei einen Violinisten, der ihm keine Antwort schuldig bleibt. Die beiden sind unwiderstehlich. Auf Mourguets Folterstuhl windet man sich vor Lachen und vergisst seine Schmerzen. Der Beginn eines fabelhaften Abenteuers, das gleichzeitig auch ein magischer Schlüssel für einen Besuch in Lyon ist. Vorhang auf!





Kasperstadt

Der Erfolg seiner improvisierten Sketche bringt Mourguet dazu, sich von der italienischen Pantomime inspirieren zu lassen und Marionettenspieler zu werden. Seine Handpuppen, denen er mit seinen geschickten Händen Leben einhaucht, erzählen bis ins Detail die sozialen Missstände, immer mit der unverblühten Sprache der kleinen Leute von Lyon. Als Dekor dient ein kleines Marionetten-Theater-Schlösschen im Café du Soleil, im Saint-Georges-Viertel, mitten im alten Lyon.

Laurent Mourguet ist ein „gone“, ein Straßenkind im lokalen Dialekt, das weder lesen noch schreiben kann, aber seine Zeitgenossen haben für die Nachwelt einige der Dialoge notiert, die er sich für seine zwei Figuren, Guignol und Gnafron, hat einfallen lassen. Der Bekanntheitsgrad dieser beiden in der französischsprachigen Kultur ist enorm. Seit dem 19. Jahrhundert ist Guignol (ausgesprochen: „giñol“) zum Synonym fürs Kaspertheater geworden. Als der TV-Sender Canal+ vor 25 Jahren seine heute noch erfolgreiche bissige Puppen-Satiresendung ins Leben rief, nannte er sie – natürlich – *Les Guignols de l'Info*.

Laurent Mourguet verankert im Herzen der Stadt die Abenteuer von Gnafron, einem Beaujolais trinkenden, ständig meckernden Schuhmacher, und Guignol, einem Arbeiter, der hinter seiner Fassade der Schlichtheit und Leichtgläubigkeit

einen bitterbösen satirischen Biss versteckt. Zwei Theken-Philosophen, Streithähne und Poeten, teils heiter, teils melancholisch, die an den großen Karl Valentin oder den Clown Grock denken lassen.

Auch im Jahr 2016 kommentieren die beiden Herren nach wie vor das Tagesgeschehen in Lyon, sei es politischer oder künstlerischer Natur, lokaler oder internationaler Reichweite. Sie haben zu allem eine Meinung. Ständig am Streiten, dauernd im Kampf gegen die Unwissenheit, immer auf der Seite der Schwachen. Sie sind die ältesten und immer noch aktuellen Reise-



Der Autor

Polo Breitner

bürgerlich Philippe Chauveau – ist freier Sportjournalist. Den Versuchen seines Vaters, ihn von klein auf zum Saint-Étienne-Fan zu machen, widerstand er heroisch. Seine wahre Liebe gilt dem deutschen Fußball, für den er landesweit als Experte bekannt ist und der ihn offensichtlich zu seinem Pseudonym inspirierte. Für unser Buch steuert er mit Lyon und Saint-Étienne einen Doppelpack bei.



führer durch die Stadt. Nennen Sie ihre Namen, und sie werden Ihnen die Türen öffnen!

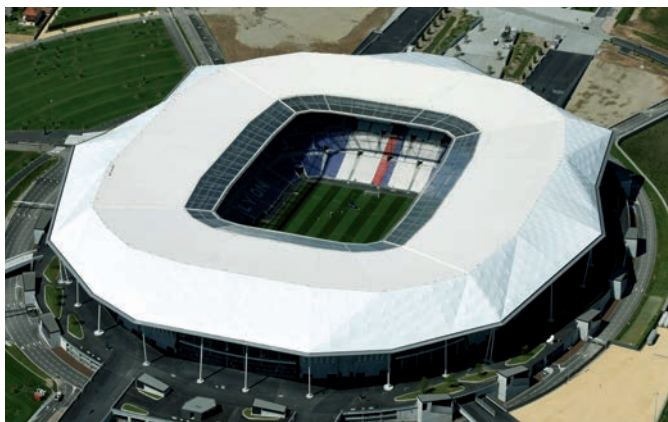
Powerstadt

Der ehemalige Zähneausreißer holte seine Inspiration beim Besten, was der „Esprit“ von Lyon zu bieten hat: ein ätzender Humor, eine nimmersatte Neugierde, ein Akzent, der die Vokale durcheinanderschmeißt und sich über sich selbst lustig macht. Nicht zu vergessen der unbändige Wille von Lyon, zum Gotha zu gehören, Zugang zur Macht und Wohlstand zu erringen. Seinem Wesen nach volkstümlich, aber immer mit einem Hang zum Großbürgerlichen, sieht sich Lyon immer noch als die Hauptstadt Galliens, die es unter Cäsar noch war (wie alle Asterix-Leser wissen, war Lugdunum die Metropole, nicht Lutetia!). Wenn auch Paris seither die zentralistische Macht im

französischen „Hexagon“ an sich gerissen hat, so hat sich Lyon nie anders verstanden als das wahre Zentrum des Handels, der Innovation, des Fortschritts. Während Paris sich stolz in seinem Glanz sonnt, sammelt Lyon fleißig Wissen und Knowhow an. Paris mag sich in Seide wickeln, Lyon stellt sie her.

Lyon ist stark (wie ein „lion“), und es wächst. Und es ist kein Zufall, dass man heute die meiste Zeit vom Ballungsraum Le Grand Lyon spricht. Lyon ist international: sein geniales Motto ist heute halb englisch, halb französisch: „ONLYLYON“. Das ist schon kein Stadtmarketing mehr, das ist pures Branding!

Ein Symbol für den Aufstieg von Lyon? Bitte schön: das immer noch sprichwörtliche Grand Café des Négociants thront über der Place Francisque Régaud. Dieses Lokal verrät einiges über die Stadt. Das



Die EM kann kommen, das Stade des Lumières ist bereit.



traditionelle Restaurant, elegant und komfortabel, ganz in Akazie und Samt, wurde 1864 gleich neben der Handelsbörse eröffnet und war seither immer voll. Wurden hier früher vor allem Diamanten und Seidenwaren verhandelt, ist das Café heute eher eine Theaterbühne, wo Deals auf den Finanzmärkten eingefädelt werden, wo Künstler und Politiker gesehen werden wollen. Man sagt, dass seine riesigen Spiegel seit jeher hauptsächlich dazu benutzt werden, sich diskret im Rücken der Geschäftspartner mit einer Fingerzeichen-Gehheimsprache zu verständigen. Handpantomime wie im Guignol-Theater!

Lichterstadt

Grand Lyon, Guignol, Gnafron – ein „3-G“-Trio, dessen Initialen gut zur digitalen Revolution passen, bei der die Stadt auch vorne mitmischt: der Staat hat ihr das „French-tech“-Label der französischen Exzellenz-Initiative zugesprochen. Damit knüpft das heutige Lyon an eine alte Tradition an, denn Lyon ist auch der weltweit unumstrittene Geburtsort des Kinos, wo die Gebrüder Auguste und Louis Lumière im Jahr 1895, ein halbes Jahrhundert nach dem Tod von Laurent Mourguet, den 35-mm-Kinematographen erfanden und mit ihren Kurzfilmen die ADN der TV-Serien schufen, die wir heute auf unseren Sofas verschlingen. „Lumière“ – auf Deutsch: „Licht“ – was für ein programmatischer Name für die Erfinder des Kinos!



Jean-Michel Aulas und das Objekt seiner Begierde.

Von Mourguet zu den Lumières – kein Zweifel, in Lyon weiß man Geschichten zu erzählen. Und man will hoch hinaus. Auch beim Fußball.

Dort nimmt im Jahr 2015 das Stade des Lumières endlich Gestalt an, nach Jahren der Projektänderungen und Unterbrechungen, Kontroversen und Widerstände, vollendet dank der verbissenen Determination seines wichtigsten Verfechters: Jean-Michel Aulas. Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, dass dieses komplett neue Stadion, das am 9. Januar 2016 mit einem Ligaspiel gegen Troyes eingeweiht wurde, eine neue Ära in der Geschichte des französischen Fußballs eröffnet.

Wenn der Name des Stadions auch eine Hommage an die Erfinder des Kinos ist, so ist das Bauwerk doch in erster Linie das unternehmerische Meisterstück von Jean-Michel Aulas, dem umtriebigen, redengewaltigen Präsidenten des Olympique Lyonnais (kurz „OL“).



Aulas (mit ausgesprochenem „s“, also „olas“) hat den Club 1987 in der zweiten Liga übernommen und ihn nach oben geführt. 1949 als Sohn eines für die Tageszeitung *Lyon Matin* Kolumnen schreibenden Französisch-Lehrers und einer Mathematikerin geboren, war er selber ein ordentlicher Handballspieler und stellte sich Anfang der 80er Jahre als ein echtes Ass der neu aufkommenden Industrie der Management-Software-Entwicklung heraus. Heute zählt seine Firma Cegid mit 2.000 Mitarbeitern zu den größten zehn der Branche in Europa.

Sein Talent und seine Firma erlauben ihm, ein Vermögen anzuhäufen, das ihm über die Jahre ermöglicht, den Verein groß zu machen und sein Lebenswerk voranzutreiben: den Bau einer Großarena von 60.000 Plätzen (genau: 59.186), eingebettet in einen

äußerst ambitionierten Sport- und Unterhaltungs-Komplex in Décines-Charpieu, im Osten des Grand Lyon. Einer Arena, die einzig und allein dem Club gehört, der als Unternehmen unter dem Namen „OL Groupe“ fungiert. Angestrebt hat er dieses Ziel schon, bevor Frankreich den Zuschlag für die EM 2016 bekam, aber das anstehende Groß-Ereignis war letztlich ein ideales Timing.

Die vollständig auf privaten Mitteln beruhende Finanzierung des Projekts ist an sich schon eine „Révolution française“. Normalerweise gehören Frankreichs Stadien den Kommunen oder Gebietskörperschaften, und in Zeiten leerer öffentlicher Kassen stehen solche Infrastrukturen nicht unbedingt oben auf der Prioritäten-Liste. Eine Zeitlang wurde das sogenannte „Public-Private Partnership“ (PPP) als Wunderrezept



2016: Endlich ist der OL stolzer Besitzer seines eigenen Stadions.



angesehen, bis sich herausstellte, dass der Dumme am Ende immer der Steuerzahler ist, der eine Rechnung begleichen darf, für die der Club in der Regel nicht aufzukommen imstande ist. Vive la France! Es leben Frankreich und seine Lokalpolitiker!

In Lyon legen die zwei Hauptaktionäre des OL mehr als 200 Millionen Euro Eigenfinanzierung auf den Tisch. Es handelt sich um Jean-Michel Aulas höchstpersönlich und um Jérôme Seydoux, den Vorstandsvorsitzenden des Pathé-Konzerns, der 20 % am OL hält. Pathé ist ein Riese der Unterhaltungsindustrie, der unter anderem die Gaumont-Pathé-Kinopaläste führt, die in Frankreich Jahr für Jahr 70 Millionen Besucher anlocken. Man sieht: Das Kino mischt in Lyon sogar beim Fußball mit!

Aulas und Seydoux sind überzeugt davon, dass sie in der Lage sind, mit ihrem Geschäftsmodell aus dem Fußballspektakel eine dauerhaft lukrative Aktivität zu machen. Ihre Gesamtinvestition beläuft sich auf 485 Millionen Euro.

Der „Parc OL“, zu dem das multifunktionale Stadion gehört, ist aber nicht nur innovativ, was die Finanzierung betrifft, sondern auch in seiner Nutzung. Konzipiert für Großereignisse sportlicher, aber auch kultureller Art, ist der Park eine Sport-Stadt für sich, mit Hotels und Restaurants, aber auch einer Sportklinik, Fitnessstudios, dem Sportmuseum der Region und verschiedenen Freizeitanlagen.



Auch Frankreich hat seine „Löwen“.

Mittendrin die Geschäftsstelle und das großzügige Trainingsgelände des OL. Natürlich mit eigener Straßenbahn-Haltestelle.

Wie der ganze Park hat auch das Stadion 100 % kostenloses WLAN. Bestellungen für Getränke können vom Platz aus getätigt werden, und natürlich gibt's auch sonst jede Menge Möglichkeiten, sein Geld loszuwerden in den Shops oder Restaurants. Der OL-Park ist ohne Komplexe auf die neuen Fußball-Konsumenten ausgerichtet, während sich die alten Fans fragen, ob für sie auch noch Platz ist.

Das Stade des Lumières garantiert jedem eine maximale Sicht, bietet insgesamt 176 Quadratmeter an Großleinwänden, sieht sich als ideales Ziel für den Familienausflug und verspricht optimale Verkehrsanbindungen. Als drittgrößtes Stadion Frankreichs spricht es ein Publikum an, das im Wandel begriffen ist und das erwartet, in einem angemessenen Rahmen empfangen zu werden.



Fußballstadt

Leider ist der OL des Jahres 2016, das muss man so hart sagen, nicht mehr das, was er noch vor zehn Jahren war. Als habe er den Duft der großen europäischen Abende einfach vergessen. In Frankreich leuchtet sein Stern nicht mehr so hell wie früher, und die Erinnerung an die sagenhafte Serie von sieben Meisterschaften am Stück zwischen 2002 und 2008 verblasst. 2010 war man noch im Champions-League-Halbfinale, es kommt einem wie eine Ewigkeit vor.

Die Würfel sind gefallen: statt auf die Mannschaft sind die Prioritäten des Vereinspräsidenten auf das Stadionprojekt gerichtet worden. Der Chef hat sich die Allianz Arena in München und das Emirates Stadium in London ganz genau aus der Nähe angeschaut, und das merkt man auch. Ziel ist, „nach drei bis fünf Jahren Anlaufzeit jährlich 70 bis 100 Millionen zusätzliche Einnahmen zu erzielen“, wie Harry Moval, der OL-Marketingchef, bei der Stadioneröffnung den Mikros der französischen Presseagentur AFP verriet. Zum Vergleich: Das ehrwürdige Vorgängerstadion Gerland brachte Jahr für Jahr „nur“ 21 Millionen in die Kassen.

Und jetzt sollen es 100 werden! Ob die Wette aufgeht? Fragen Sie Guignol, den ewigen Spötter. Oder schauen Sie sich den Dokumentarfilm an, der während der Bauarbeiten am Stade des Lumières

gedreht wurde und alle Gegner des Projekts und Liebhaber des alten Gerland (mit ganz weichem „sch“ am Anfang, wie „Gérard“) zu Wort kommen lässt.

Gerland? Ein Koffer voll mit Souvenirs. An denkwürdige Siege im Europacup, vor allem gegen die deutschen Vereine: Werder, der VfB, Schalke, Leverkusen. Und sogar die Bayern mussten dran glauben. Erinnern Sie sich noch an Beckenbauers legendären Wutausbruch nach der 0:3-Schlappe im Gerland am 7. März 2001? Anscheinend zeigte er Wirkung, denn zehn Wochen später hielten die Bayern ihren vierten Landesmeisterpokal in der Hand.

Alles längst vorbei. Aber die Legende vom Gerland muss der neue „Parc OL“ erst einmal verdrängen.

Gerland, eine Schöpfung des Architekten Tony Garnier, war Eigentum der Stadt Lyon und Spielstätte des Olympique Lyonnais seit 1950. Gedacht war es ursprünglich als multifunktionale Sportstätte für die große Internationale Städtebau-Ausstellung von Lyon von 1914 und wurde entsprechend mit einer Radrennbahn und Leichtathletik-Laufbahn versehen, dann aber erst nach dem Krieg, im Jahr 1919, fertiggestellt. Vom Rundgang oberhalb der Tribünen lassen sich die klaren Anklänge an die Antike bewundern, insbesondere die vier großen Tore, über die man ins Stadion gelangt (ein Tor mehr, als die



Standard-Tarif in Lyon: 3:0!



Reaktionen auf das WM-Aus in Lyon 1998.

deutsche Nationalelf im Viertelfinale der WM 1998 an dieser Stelle beim 0:3 gegen die Kroaten kassierte ...).

Wie anderswo auch setzt sich der Fußball irgendwann durch und die Tribünen nähern sich dem Spielfeld. Die Radrennbahn und die Leichtathletikpiste fallen der EM 1984 und der WM 98 zum Opfer. 44.494 Zuschauer finden nun Platz, und natürlich bescheren dem Stadion die Derbys gegen Saint-Étienne die Rekordkulissen. 1957 wird zum Treffen der Erzrivalen sogar eine Holztribüne mit 2.000 Extra-Plätzen aufgestellt.

Der heutige OL ist das Produkt einer Abspaltung vom sogenannten Lyon Olympique Universitaire (LOU) im Jahre 1950 wegen heftiger Meinungsverschiedenheiten zwischen

Rugby- und Fußballabteilung. Seinen Namen und seine Farben – die der Stadt: rot und blau – bekommt er von Albert Trillat, einem renommierten Chirurgen.

Die wahre Erfolgsgeschichte des OL beginnt mit dem Codenamen „OL-Europe“, den Jean-Michel Aulas 1987 vorgibt, mit dem Ehrgeiz, den seit sechs Jahren in der zweiten Liga vor sich hindämmernden Club wieder nach oben zu führen, in Richtung europäische Spitze. 1989 klappt es mit dem Aufstieg, übrigens unter der sportlichen Leitung des in Lyon geborenen späteren Nationaltrainers Raymond Domenech.

Der Aufstieg hat Methode. Mitte der 90er Jahre setzt sich das Team im oberen Tabellendrittel fest, 1999 und 2000 wird es Dritter, 2001



Zweiter, die nächsten sieben Jahre Erster.

2007 schreibt Aulas erneut französische Fußballgeschichte: der OL geht an die Börse, ein absolutes Novum in Frankreich, sowohl für die Clubs als auch für die Investoren. Nach der letzten Meisterschaft 2008 kommt der OL langsam, aber sicher von seinem Podest herunter. Man hielt sich für unbesiegbar und stellt jetzt fest, dass man brüchig, ja zerbrechlich geworden ist. Was dauerhaft und unverändert bleibt, das sind die Derbys gegen Saint-Étienne, immer noch eine harte Auseinandersetzung (und nicht nur auf dem Spielfeld). Bei den Derbys zeigt sich, ob der Löwe noch brüllt.

Als visionärer Pilot, dem die Dinge nicht schnell genug gehen können, hat Jean-Michel Aulas das Ziel sehr hoch angesetzt. Schon 2002 träumt er von den Lumières für Lyon, ohne zu ahnen, dass er auf die Erfüllung seines Traums bis 2016 wird warten müssen. Durchhaltevermögen kann man ihm jedenfalls nicht absprechen. Was jetzt zu tun bleibt, ist, die Grundlagen für einen neuen sportlichen Höhenflug des OL zu schaffen. Bei den Frauen hat es Aulas geschafft, den OL dauerhaft in der europäischen Spitze zu etablieren. Die haben ja auch schon mehrfach die Champions League geholt. Beim Männerteam hapert es noch: die Kulisse steht jetzt zwar, aber man wartet noch auf die Leistungen. Lyon, das wissen wir jetzt,

ist großes Kino, aber für ein erstklassiges Spektakel braucht es Fußballer, die mit den Ambitionen des „Königs der Löwen“ Schritt halten können.

Kinostadt

Flash-back. Zurück in der Altstadt von Lyon, im Quartier Saint-Paul. Dort hat der Regisseur Bertrand Tavernier einen der schönsten französischen Filme gedreht, den Uhrmacher von Saint-Paul, ein Kriminaldrama mit Philippe Noiret in der Hauptrolle, nach einer Vorlage von Georges Simenon. Leihen Sie ihn sich vor der Reise aus! Eine wunderbare Gelegenheit, das Lyon von 1974 zwischen Saint-Paul und Saint-Jean zu entdecken. Ihr Spaziergang auf Kino-Bildern wird Sie



Ein stimmungsvolles Drama aus den 70ern.



Louis und Auguste Lumière, die Erfinder des Kinos, in ihrer Werkstatt in Lyon.

von der Place des Terreaux nach Croix-Rousse führen, entlang an den Quais de la Saône et du Rhône. Am linken Ufer kommen Sie zum Parc de la Tête d'Or mit dem Zoo und dem Botanischen Garten. Eröffnet werden Ihnen auch die verwinkelten Gassen des Vieux Lyon mit seinem erstaunlichen, „traboules“ genannten Treppenlabyrinth. Und natürlich die leckeren „Lyonnaiseries“, wie die lokalen Wurstspezialitäten und der „tablier de sapeur“, ein Innereien-Gericht, oder auch der „cervelle de canut“ genannte Käse. Gleichzeitig führt Sie der Film in ein gar nicht so weit zurückliegendes Milieu zurück, mit einer stark politisierten Jugend, die vehement die Werte der Eltern ablehnt. Dieser Film ist der Spiegel

einer Epoche, der auch einen sehr kritischen Blick auf die Macht der Medien wirft.

Aber mitten in diesem dunklen Film existiert ein Ort der Freiheit und der Hoffnung, die Kamera gibt den Blick auf einen Fernsehbildschirm frei. Und die laufende Fußballübertragung und die Freude daran schlagen sofort eine Brücke zwischen damals und heute. Man sagt, dass Fußball und Kino nicht zusammenpassen. Das mag anderswo so sein, aber in Lyon gehen sie Hand in Hand.

Lyon ist eben anders. Wie schon Guignol mit Bedauern sagte: „Nicht jeder kann aus Lyon sein.“ Aber hinfahren können alle!



St. Étienne.

Im Kessel.



Auch die alten Industriestädte haben ihre Hymnen. Vor allem wenn sie wie Saint-Étienne (kurz: „Sainté“) einen Sänger wie Bernard Lavilliers haben, der 1946 in die Nachkriegs-Schwerindustrie hineingeboren wurde und die Seelenlandschaften der Bewohner zum Leben erwecken kann.

*„Ich hab’ mein Leben in diesem
Walzwerk verbracht,*

*Meine Lungen, mein Blut
und meine Wut dort gelassen.*

*Verbaute Horizonte, seltene
Sonne,*

*Ein roter Graben, rot gefüllt von
der ausgebluteten Hoffnung.“*

Ein offenes Buch

Stellen Sie sich vor, Sie steigen am Bahnhof Saint-Étienne-Châteaucreux aus, Endstation. Erstaunt finden Sie sich mit Ihrem Gepäck mitten auf der riesigen Esplanade de France. Egal um welche Uhrzeit, egal bei welchem Wetter, Sie müssen sich darüber im Klaren sein, dass Sie der Geschichte der Stadt nicht entinnen können. Hier geht es nicht um die große Geschichte, die man Ihnen in der Schule erzählt hat, sondern um die Alltags-Geschichte, diejenige, die man sich von einer Generation zur nächsten weiterreicht, das Schicksal einer Stadt und einer Region, das man



gemeinsam erlebt hat, manchmal als überbordende Freude, oft aber als Desaster.

Die Erzählung dieser Stadt liest sich als einfache Lokalhistorie, nicht als großartige nationale Legende. Sie schreibt sich jedes Jahr neu, auch 2016, sozusagen unter Ihren Augen, denn Saint-Étienne ist ein offenes Buch der Epochen. Besser noch: eine große Gebrauchsanweisung, eine Anleitung für alle, die etwas lernen, vermitteln oder erfinden möchten.

Der Backsteinbahnhof wurde 1944 von einem Bombenangriff erschüttert. Wie so oft verdaute die Stadt den Schock und machte einfach weiter. Heute wird die Ecke zu einem attraktiven Geschäftsviertel umgewandelt. Im 19. Jahrhundert öffnete sich hier noch ein Bergwerksschacht namens Neyron, gleich beim Bahnhofsausgang. Arbeiter und Arbeiterinnen im blauen Anton, meist das Fahrrad geschultert, kreuzten den Weg der Bergleute. Ihre Betriebsamkeit liegt noch in der Luft. Während-

dessen fällt Ihr Blick unweigerlich auf das riesige Gebäude, das die Ankommenden aus seinen modernen Linien heraus zu mustern scheint: der internationale Hauptsitz des Supermarkt-Riesen Casino: 36.000 Quadratmeter, das greifbare Erbe des kleinen Lebensmittelhändlers Geoffroy Guichard, der hier 1892 seinen Laden eröffnete und ein Imperium begründete. Sein eigener Name wurde allerdings berühmt durch einen anderen Ort der Stadt: das Stade Geoffroy-Guichard von Saint-Étienne, in ganz Frankreich als der „Kessel“ bekannt, „le chaudron“ (ausgesprochen „schodrō“). Auf den Kessel kommen wir später noch ausführlich zurück.

Eckige Torpfosten

Aber bevor Sie jetzt in die Straßenbahn steigen, richten Sie den Blick leicht nach rechts, und Sie werden ein Hotel ausmachen. Sein Name? Les Poteaux Carrés! „Die eckigen Torpfosten“ – Saint-Étienne, das offene Geschichtsbuch, immer



Wären die Torpfosten nicht eckig gewesen, stünden sie heute nicht im Museum!



12. Mai 1976, kurz vor dem Match in Glasgow.

mit einem Bein in der Vergangenheit.

Glasgow, 12. Mai 1976! Ja genau, meine lieben deutschen (und von mir aus sogar bayrischen) Freunde: es waren die Torpfosten – die nicht rund waren, sondern eckig –, die dem FC Bayern erlaubten, sich eine dritte europäische Krone aufzusetzen, nicht etwa die Schusskraft von Franz Roth! Da braucht Ihr jetzt gar nicht das Diskutieren anfangen, das ist einfach so. Diese verdammten eckigen Torpfosten.

Ohne das eckige Holz hätten wir gewonnen. Damals handelten sogar die schottischen Bookmakers die „Grünen“ („Les Verts“) aus Saint-Étienne mit 4:1 gegen die Bayern! Aber wahrscheinlich erinnert Ihr Euch gar nicht mehr an den Kracher von Bathenay an die Latte in der 34. Minute. Wären die Pfosten rund gewesen wie heute, der Ball wäre eindeutig reingegangen! Und, fünf Minuten später, der Kopfball von Santini, wieder gegen die Latte, wäre genauso drin gewesen. Zwei

katastrophale Grubengasexplosionen, jedenfalls für die 30.000 angereisten Fans aus der französischen Bergbaustadt.

Heute, und das sollte keinen verwundern, haben die berühmten eckigen Pfosten aus dem Hampden Park natürlich einen Ehrenplatz im „Musée des Verts“. Denn in Frankreich erinnern wir uns vor allem an die Niederlagen. An die Niederlagen mit Stil, versteht sich! Die wahre Klasse ist auf unserer Seite. Die Trophäen gehen an die anderen. Stellen Sie sich vor: Zur „Feier“ des 40. Jahrestags der tragischen Niederlage von Glasgow haben die Stadt, die Region und der Verein ein ganzes Festprogramm angesetzt! Und seien Sie versichert, auch das traumatische WM-Halbfinale von 1982 wird ebenso regelmäßig von den Medien aufgewärmt. Auch da wart Ihr, meine verehrten deutschen Freunde, unsere Gegner. Ich will ja nicht behaupten, dass Ihr das mit Absicht macht ...



Wir feiern jedenfalls die Niederlagen, das geht uns leicht von der Hand. Zum Beweis: Nach dem Scheitern von Glasgow hat der Verein am nächsten Tag eine Parade auf den Champs-Élysées organisiert. 100.000 Leute feierten „les Verts“ am helllichten Donnerstag! In den 70ern war Fußball-Frankreich nicht blau-weiß-rot, sondern total einfarbig, ganz in Grün!

Die Zuneigung zu den Grünen, offiziell „Association Sportive de Saint-Étienne“ (ASSE), ging weit über die Stadtgrenzen hinaus und erfasste das ganze Land. Der Disco-Song „Allez les Verts!“, den der Sänger Jacques Monty, selber ein großer Fan, 1976 einspielte, war ein Riesenhit in ganz Frankreich, trotz oder wahrscheinlich wegen seiner eher schlichten Zeilen:

*„Allez! Wer sind die Stärksten?
Ist doch klar: das sind die Grünen!
Wir haben ein tolles Publikum und
die besten Fans.“*

*Wir werden gewinnen.
Das haben wir uns geschworen.
Allez!”*



Kultfigur in Grün: Johnny Rep.

Monty tritt heute noch manchmal bei „Gedenkveranstaltungen“ mit diesem Titel auf!

Vor ein paar Jahren trat die Band Mickey 3D in seine Fußstapfen, und zwar mit einer halb ironischen, halb nostalgischen Hommage an den ehemaligen holländischen Nationalspieler Johnny Rep, der von 1979-1983 das Trikot des „Grünen Hauses“ („La maison verte“) trug, wie man den Club respektvoll in Frankreich nennt. Rep ist heute noch Kult in Saint-Étienne:

*Heute Abend ist das erste
Spiel der Saison,
Johnny Rep zieht mit seiner
blonden Mähne ein,
45.000 quetschen sich in den
Kessel,
Johnny Rep zieht seine Hose aus.
Stille Konzentration im
Umkleideraum,
Johnny Rep zieht sein grünes
Trikot an,
Heute Abend begleitet der
Mond unsere Champions,*



Johnny Rep zieht seine Stollen auf.

Heute Abend hört die Menge nicht auf zu singen,

*Und Johnny Rep weicht den Grätschen aus,
Heute Abend muss das Netz zap-
peln,*

Und Johnny Rep hört nicht auf zu dribbeln.

*Heute Abend spiel'n wir zu Hause,
Und Johnny Rep verlangt den Ball,
Heute Abend trinkt der Regen unsere Jacken,
Aber Johnny Rep trifft und alles ist gut.*

Fazit: Wenn Sie in Saint-Étienne sind, sollten Sie Respekt für die Geschichte zeigen. Andererseits: Um herzlich aufgenommen zu werden, brauchen Sie nicht Molières klassisches Französisch zu beherrschen, sprechen Sie einfach von Larqué, von Rocheteau oder von Revelli (Vorsicht: davon gab's gleich zwei im Team!). Vermeiden Sie dagegen Verweise auf Beckenbauer, Hoeneß oder Müller.

Sie betreten jetzt den Kessel!

So steht's geschrieben am Kabinenausgang im Stadion Geoffroy-Guichard. Dieses Stadion muss man einfach besuchen. Es ist ein Emblem für die Kohleregion geworden, für die Gruben, aus denen man seine gemeinsame, die Jahrhunderte übergreifende Geschichte holt, selbst wenn man dabei Gefahr läuft, das

Bild der Stadt in der Vergangenheit erstarren zu lassen.

Sie müssen sich klarmachen, dass alle, wirklich alle ruhmreichen Spiele der AS Saint-Étienne in diesem Dekor stattgefunden haben. Angefangen mit dem ersten Profi-Match am 10. September 1933, ein 3:2 gegen Nizza. Damals konnte keiner ahnen, was für eine Bühne dieses Stadion werden würde. In Erinnerung bleiben vor allem die großen Aufholjagden im Europacup, eine Spezialität der Grünen. Am 1. Oktober 1969 das 3:0 im Rückspiel gegen die Bayern, nach einer 0:2-Niederlage in München. Ha! Noch besser: der 6. November 1974 mit dem 5:1 gegen Hajduk Split nach einem 1:4 im Hinspiel beim jugoslawischen Meister. Und vor allem, am 17. März 1976, das 3:0 gegen Dynamo Kiew mit dem legendären Coach Valeri Lobanowski und Europas Fußballer des Jahres Oleg Blochin (nach einem 0:2 in der Ukraine). Hätte es nur im Mai ein Final-Rückspiel gegen die Bayern gegeben!

Michel Platini hat das grüne Trikot von 1979-1982 getragen, bevor er zu Juventus ging (unter anderem auch beim eklatanten 5:0-Auswärtssieg beim HSV im UEFA-Cup 1980/1981). Er hat den Kessel in guter Erinnerung behalten. 1984 kam er zurück und bedankte sich für die guten Jahre, als er bei der EURO 1984 im Trikot der französischen Nationalmannschaft alle drei Tore beim 3:2 gegen Jugoslawien erzielte.



Für die diesjährige Euro gab es wieder einmal ein Lifting für den „Kessel“. Sein Fassungsvermögen beträgt nun 42.000 Plätze.

Von gestern nach morgen

So, jetzt kennen Sie das Dekor. Das Spielbrett des Saint-Étienne-Monopoly ist aufgeschlagen, jetzt brauchen Sie nur noch auf den Feldern hin- und herzuziehen. Am besten mit der Straßenbahn, der ältesten von ganz Frankreich. Eine Tram, die Ihnen die Stadt erzählt. Die Namen der Stadtviertel, die sie durchquert, sagen alles: „Terrenoire“ („schwarze Erde“), „Crêt-de-Roc“ („Felsgrat“), „Côte-chaude“ („der heiße Hang“) – als ob die Erde noch dampfen würde. In „Sainté“ nennt man die Abraumhalden übrigens nicht „terrils“ wie im Norden, sondern „crassiers“, ein Wort, das an eine Dreckkruste aus fettigem Kohlestaub erinnert, an die schwarze Staubschicht, die sich in den Lungen der Bergleute angesetzt hat.

Man könnte glauben, sie hätten sich die Lunge durch den Gesang befreit, denn immerhin haben sie sich Frankreichs zweitgrößte Oper gebaut, mitsamt Werkstätten für die Herstellung aufwändiger Kostüme und Kulissen.

Sie waren sicher auch die ersten Testfahrer der „Schwalben“ („Hirondelles“), der berühmten Fahrräder, die von Manufrance zwischen 1900 und 1960 hergestellt wurden und deren Name zum Spitznamen für die Pariser Polizisten wurde, die mit ihnen bis in die 80er Jahre ausgestattet waren.

Manufrance, das waren nicht nur Abertausende von Fahrrädern, sondern auch Nähmaschinen und Jagdgewehre aller Art – in den 70ern stellte die Fabrik noch 80.000 Gewehre pro Jahr her. Vor allem aber war es ein unglaublich vielfältiger Hersteller eines Sammeluriums an Gegenständen, Utensilien oder Schmuckstücken fürs Eigenheim, dessen



Die legendären „Hirondelles“, Jahrzehnte auf der Straße, heute im Industriemuseum.



Frankreichs beliebtestes Retro-Shirt.

legendäre Kataloge „Manufrance“ und „Le chasseur français“ („der französische Jäger“) zu Hunderttausenden an die Haushalte Frankreichs versandt wurden. Sollte Sie je Gelegenheit haben, in französischen Familienschränken herumzuspüren, kann ich Ihnen nicht garantieren, dass Sie auf eine Bibel oder auch nur einen Roman stoßen werden, aber die alten Manufrance-Kataloge, die liegen wahrscheinlich immer noch griffbereit. Saint-Étienne und Manufrance, das war untrennbar verbunden, und heute noch ist das Retro-Trikot aus den 70ern mit dem großen Manufrance-Logo auf der Brust ein Renner in der ASSE-Boutique.

Als Bernard Tapie das Unternehmen 1977 aufkaufen wollte (vermutlich, um es aufzuteilen und gewinnbringend weiterzuverscheln), lehnte sich der kommunistische Bürgermeister Joseph Sanguedolce öffentlich gegen den Verkauf auf. So konnte sich der

spätere Präsident des Olympique de Marseille nur die Namensrechte an der Marke sichern. Als die Firma 1986 in Konkurs ging, ermöglichte der erhaltene Bestand ihre Wiederauferstehung im Jahr 1988.

In Saint-Étienne teilten die Bergleute oft den Tag in drei Schichten ein. Nach der ersten Schicht in der Grube fügten sie eine Nebentätigkeit im hellen Tageslicht an. Dazu setzten sie sich an ihre überdimensionierten Küchenfenster und gaben sich der „Passementerie“ hin, also der Herstellung von Zierbändern, Bordeln, Quasten, Spitzenbesatz und anderen textilen Schmuckelementen, ein Handwerk, das hohe technische Geschicklichkeit erfordert. Die dritte Schicht fand im Bistro statt: lange Zeit war Saint-Étienne die Stadt mit der höchsten Kneipendichte Frankreichs.

Wie Rom ist Saint-Étienne auf sieben Hügeln gebaut. Ständig geht's entweder rauf oder runter. Die Gesichter, die sie zeigt, sind sehr unterschiedlich: manche sind von vorgestern, andere hochaktuell, wie die Gebäude, die hier von namhaften Architekten wie Renzo Piano, Claude Viallat, Manuelle Gautrand oder Philippe Faucon errichtet wurden. Alles durcheinander, wie ein Puzzle. Wie eine Mannschaft, der ein ordnender Regisseur, ein klassischer Zehner fehlt.

Die Metamorphosen der Stadt sind mit bloßem Auge auszumachen. Saint-Étienne ist gleichzeitig düs-



ter und kreativ, trübsinnig und plötzlich fröhlich. Voll mit Vereinen und Gesellschaften aller Art. Wie die Linien einer Hand lässt sie sich entschlüsseln von dem, der sie zu lesen weiß. Sie hat eine leicht surreale Poesie, die nicht alle haben.

Ihre Industriebrachen ähneln denen des Ruhrgebiets. Normal, sie hat ja auch dasselbe Schicksal erlitten, ohne den Vorteil zu haben, in einen riesigen Ballungsraum eingebunden zu sein. Die Desindustrialisierung hat sie hart getroffen, ihre Gewissheiten sind eine nach der anderen in sich zusammengefallen. Jahrzehntlang litt „Sainté“ an drei Krankheiten: Bevölkerungsschwund, schleichende Verarmung und die chronische Unfähigkeit zum Vergessen. Wen die Nostalgie einmal im Griff hat, den lässt sie so schnell nicht los ...

Saint-Étienne, das ist eine fleißige und hart arbeitende Vergangenheit, die besungen, erzählt,

beweint wird. Das können die Bürgerlichen nicht begreifen, ob es jetzt die „Erzfeinde“ aus dem schnöseligen Lyon sind oder von woandersher. Vielleicht mag die Stadt auch deshalb das Theater so sehr. „La Comédie de Saint-Étienne“ ist ein Theater von nationalem Rang mit einem starken Hang zu zeitgenössischen Autoren, der Berliner „Schaubühne“ durchaus ebenbürtig. Seit Jean Dasté, der das französische Theater in der Nachkriegszeit aus Paris herausgetragen hat, in seinen Inszenierungen ab 1947 Arbeiter, Fußballer und Professoren zusammengebracht hat, sprießen hier die Theatergruppen nur so aus dem Boden.

Saint-Étienne ist in ständigem Erzählfluss. An irgendeiner Ecke wird die Stadt Ihnen „Fouilla“ ins Ohr flüstern. Tun Sie einfach so, als sei das normal. Das ist ein leicht verrücktes Wort, das zu allen möglichen Zwecken verwendet wird, irgendwo zwischen „Na sowas!“, „Nee jetzt?“



Die „grünste“ aller Industriestädte.



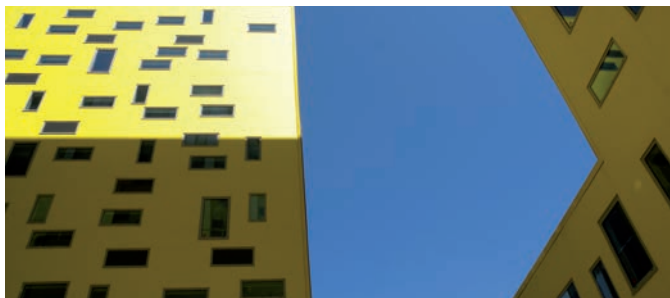
und „Schade!“. Es gehört zum „gaga“ genannten lokalen Dialekt. Sollte man Sie je einen „beauseigne“ nennen, dann sind Sie endgültig integriert. Das hieße allerdings auch, dass Sie wie die Einheimischen untröstlich der Vergangenheit nachtrauern.

Da hilft dann nur noch „Allez les Verts!“ Die Grünen in ihrem Kessel – was das den Einheimischen bedeutet, hat keiner besser beschrieben als der Journalist Vincent Duluc in seinem wunderbaren Buch Frühling 76:

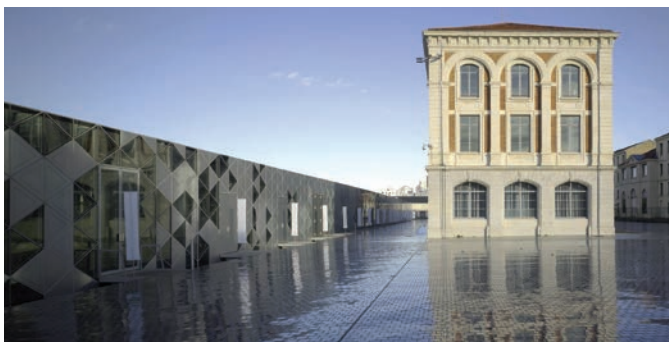
„Im Frühling 1976, mitten in der Langeweile, haben die Heldentaten der Fußballer von der AS Saint-Étienne im Europapokal die Karten der Region und unseres Lebens neu gemischt. Das Erdbeben, das die schwarze Stadt erschütterte und dessen Nachbeben bis in unsere Gärten reichte. Und in der Mitte war Lyon, das zentrale Lyon, das man mit dem Schienenbus anstrebte, wenn's ans Verreisen oder ans Vergnügen ging, Lyon war nur eine Etappe auf dem Weg zum Mittelpunkt der Welt.“

Saint-Étienne, der Mittelpunkt der Welt! Zumindest einen Frühling lang. Valéry Giscard d'Estaing (der französische Staatspräsident, der in Deutschland geboren ist, 1926 in Koblenz) spürte das auch. Sein öffentliches Glückwunschtelegramm richtete er nicht an den Verein, sondern an die Stadt. Als wären beide eins. Kein Wunder, dass der Club heute noch der wichtigste Werbefaktor der Stadt ist. Aber das kennt man ja auch aus Gelsenkirchen oder Kaiserslautern.

Dabei ist die Stadt in Wirklichkeit gar nicht mehr vom „Chaudron“ abhängig. Sie hat es nämlich geschafft, aus ihren Brachen einen neuen Wohlstand herauszuholen, ganz in der Tradition ihrer Vorliebe für die Fabrikation von hochwertigen Gegenständen. Heute hat die Stadt zwei begehrte, zukunftsweisende Exzellenz-Label erhalten: French Tech und Design Tech. Aufbauend auf ihrem alten Können in der Feinmechanik, Optik und Textiltechnik, hat sie sich ein Knowhow erarbeitet,



Hochmoderne Architektur für die Behörden: die Cité Gruner.



Saint-Étiennes spektakuläre Cité du Design.

das sie mittlerweile in den erlauchten Kreis des weltweiten UNESCO-Netzwerks der „Creative Cities“ gebracht hat, dessen Mitglieder auserlesene Metropolen wie Berlin, Montreal, Shanghai oder Seoul sind. Bei der 21. Design-Triennale von Mailand wird sie dieses Jahr Frankreich vertreten.

Verkörpert ist dieser Neuanfang in der Cité du Design, grade mal zwei Straßenbahn-Haltestellen vom „Chaudron“ entfernt. Mit ihren großen Hallen und gepflasterten Innenhöfen hat die Anlage eine atemberaubende Ästhetik. Die nächste Biennale findet im März 2017 statt. Sie wird den „Metamorphosen der Arbeit“ gewidmet sein. Die Schule für Kunst und Design bildet nicht nur Talente für Industrie und Dienstleistungen aus, sondern arbeitet auch für Großunternehmen wie Adidas, das sie mit der Neuschaffung seiner Marke im Bereich Fußball beauftragt hat. Wenn das nicht die ideale Art und Weise ist,

die Vergangenheit einer Stadt mit der Zukunft zu verbinden!

Mit dem Neuanfang entsteht auch neues Selbstbewusstsein. Als die Tageszeitung *Le Monde* Saint-Étienne 2014 in einem Artikel geradezu mitleidsvoll als „Hauptstadt der heruntergekommenen Buden“ bezeichnet, hagelt es Proteste. Auch im Chaudron kriegt *Le Monde* sein Fett weg. Die ganze Stadt ist in ihrem Stolz verletzt, Stolz auf das in der Vergangenheit Erreichte, aber auch Stolz auf die Zukunft, die sie sich gerade mit Geduld, Hingabe und Fleiß erarbeitet. Da ist er wieder, der Bezug zu den Fußball-Tugenden: in Saint-Étienne fällt einem nicht das große Geld der Ölscheichs in den Schoß, hier muss man Einsatzbereitschaft zeigen, sich reinknien, über den Kampf zum Spiel finden. Saint-Étienne, das ist keine Stadt, das ist ein einziger großer Fanclub, der seine Heimatstadt bedingungslos unterstützt, komme, was da wolle. Allez les Verts!



Frankreichs Sommermärchen 1998



Am Tag nach dem Finale: Mühsam bahnt sich der Bus mit den Weltmeistern seinen Weg über die Champs-Élysées.

Auch nach mittlerweile schon achtzehn Jahren ist die Erinnerung an das französische „Sommermärchen“ von 1998 noch nicht verblasst. Vielen, die es damals erlebt haben, ist es heute unmöglich, beim Heraufbeschwören der Ereignisse nicht unwillkürlich ein breites Lächeln im Gesicht zu haben.

Tatsächlich gelang es dem Fußball für eine kurze Zeitspanne, eine Nation über alle sozialen, politischen und ethnischen Gegensätze



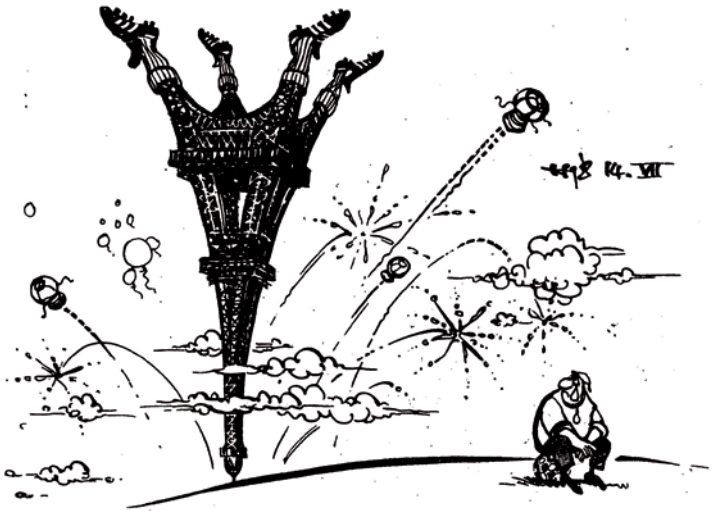
hinweg zu vereinen. Der lang ersehnte Titelgewinn im eigenen Land – gekrönt von einem 3:0-Finalsieg gegen Brasilien – ließ eine gänzlich unerwartete Welle der Euphorie und des Zusammengehörigkeitsgefühls über ganz Frankreich schwappen.

Eine nie vorher da gewesene Identifikation

Hauptauslöser dieser intensiven Emotionen war dabei nicht einmal die Tatsache, dass es der Nationalmannschaft nach vielen vergeblichen Anläufen – endlich!!! – gelungen war, die „Coupe du Monde“ zu gewinnen. Entscheidend für den kollektiven Gefühlsausbruch war vielmehr das Phänomen der Identifikation mit einer Mannschaft, die es in Frankreich in dieser Form und Intensität noch nie vorher gegeben hatte.

Dazu trug insbesondere der Eindruck bei, die als verschworenes Team auftretende Mannschaft verkörpere den multikulturellen Charakter der französischen Nation in geradezu perfekter Weise. Tatsächlich hatte der in der Presse höchst umstrittene, aber intern von allen respektierte Trainer Aimé Jacquet bei seiner Auswahl auf soziale Kompetenzen besonders geachtet und eine Gruppe sympathischer junger Leute zusammengestellt, die sich dem gemeinsamen Ziel unterordneten. Vor allem aber stellte das Team eine Mischung aus Individuen unterschiedlichster Herkunft und Lebensläufe dar. Die Spieler kamen aus diversen Regionen Frankreichs, von der Normandie bis zum Baskenland, aus französischen Überseegebieten wie Guadeloupe oder Neukaledonien sowie aus Familien mit den verschiedensten Migrationshintergründen.

Diese Mischung allein war eigentlich nichts Neues. Frankreich hat eine Immigrationsgeschichte von über 150 Jahren, jeder vierte



ZEICHNUNG: HAITZINGER

Frankreich steht Kopf und lässt die Korken knallen - darauf muss der deutsche Michel jetzt ein paar Jahre warten.

Franzose stammt von Einwanderern ab. Für die massiven Migrantenströme aus Polen, Italien, Spanien und Portugal war das Land im 19. und 20. Jahrhundert Verheißung auf ein Stückchen Wohlstand, für viele Russen, Armenier, Vietnamesen und Chinesen ein Versprechen auf Leben in Freiheit und in den letzten Jahrzehnten für Hunderttausende von Menschen aus den ehemaligen Kolonien aus Afrika schlicht und einfach Hoffnung auf ein besseres Leben. In den europäischen Medien wird meist (und zu Recht) auf die Probleme hingewiesen, die sich aus dieser in Europa einzigartigen Migrations-Geschichte ergeben, aber angesichts der Zahlen muss man der französischen Republik eigentlich ein Kompliment aussprechen für die Art und Weise, wie sie für alle diese Menschen Platz geschaffen und sich um ihre Integration bemüht hat.



Neu war 1998 auch nicht, dass der Fußball Einwanderern eine Chance zu sozialem Aufstieg und sichtbarer Integration bietet. Die National-elf war schon immer mit Spielern unterschiedlicher Herkunft und Hautfarbe bestückt gewesen. In den 50er Jahren hatte Raymond Kopa, ein Sohn polnischer Einwanderer, der mit 17 Jahren noch als Bergmanns-Lehrling in den Schacht fuhr, den „Ballon d’Or“ als Europas Fußballer des Jahres gewonnen. Michel Platini’s Eltern waren aus Italien nach Lothringen eingewandert. Im Team der Europameister von 1984 standen gleich vier Spieler, deren Familien ursprünglich aus Spanien stammten.

Was 1998 neu war, das war vor allem das starke Bewusstsein der multikulturellen Problematik in der französischen Gesellschaft; neu



Die multikulturelle französische Weltmeistermannschaft – ein verständliches Symbol für ein offenes Staatsbürgerschaftsrecht. Im Februar 1999 nimmt *DIE ZEIT* mit diesem Titel Stellung.



Unnachahmlich. Zinédine Zidane bei der WM 98.

war auch das Bedürfnis, den Globalisierungsängsten und der fremdenfeindlichen Rhetorik des rechtsextremen Front National mit konkreten Beispielen gelungener Integration Einhalt zu gebieten; neu war schließlich der Wunsch nach nationaler Einheit und Solidarität und nach Persönlichkeiten, die in der Lage waren, symbolische Brücken zu bauen. In der Nationalmannschaft von 1998 fanden sich mit dem bodenständigen Trainer Aimé Jacquet und dem außergewöhnlichen neuen Star des Teams, Zinédine Zidane, genau solche Identifikationsfiguren.

Gerade in Deutschland, aber auch anderswo wurde die ethnische Zusammensetzung des französischen Teams – oft in Anlehnung an die Trikolore als „black-blanc-beur“ beschrieben – ausnahmslos von allen Medien als äußerst positives Symbol herausgestellt. Sogar die amerikanische und britische Presse ließ sich zu wohlwollenden Analysen des augenscheinlichen Integrationserfolgs der französischen Gesellschaft hinreißen, die *Bild*-Zeitung feierte die „Multi-Kulti-Helden“, und die *Süddeutsche Zeitung* erfreute sich am „Nationalismus zum Liebhaben“.

Die Symbolkraft des Fußballs und ihre Grenzen

Natürlich sind Emotionen, die vom Fußball entfacht werden, nie von Dauer. Sie entspringen einer momentanen Konstellation, die zu übereilten Interpretationen und Schlussfolgerungen verleitet.

Die ständig wiederholte These von der französischen Nationalelf als Spiegelbild der ethnischen Bestandteile der Gesellschaft war schon damals zu schön, um wahr zu sein. Dabei war klar, dass die Zusammensetzung der Nationalmannschaft eines populären Sports



zwar ohne Zweifel das geltende Staatsbürgerrecht eines Landes widerspiegelt – also die Möglichkeit, unter bestimmten Auflagen die Nationalität eines Staats zu erlangen –, aber natürlich keine Rückschlüsse erlaubt auf das Zusammenleben der verschiedenen Bevölkerungsgruppen.

Insofern ist es nicht erstaunlich, dass Frankreich seit dem zauberhaften Sommer von 1998 regelmäßig Rückschläge auf dem Weg in eine harmonische multikulturelle Gesellschaft zu verkraften hatte. Die wiederholten sozialen Unruhen in den Pariser Vorstädten, die nach wie vor existierende Diskrimination in verschiedenen Segmenten des Arbeitsmarktes sowie der nachhaltige politische Erfolg des Front National haben die multiethnische Verbrüderung des Sommers 1998 als Selbsttäuschung entlarvt. Die tragischen Terroranschläge des Jahres 2015 haben zwar wenig Aussagekraft – in ihrer Radikalität ist die kleine Gruppe von gewaltbereiten Terroristen nun wirklich nicht repräsentativ –, sind aber auch nicht ohne Einfluss auf die öffentliche Debatte zwischen den Kulturen.

Auch der Fußball blieb von derlei Unruhen nicht verschont. Schon im Herbst 2001, als das

Oktober 2001: Das Freundschaftsspiel Frankreich-Algerien muss nach 76 Minuten abgebrochen werden, weil zahlreiche Zuschauer den Platz stürmen.





erste Länderspiel zwischen Frankreich und seiner ehemaligen Kolonie Algerien – im Vorfeld als Beitrag zur Stabilisierung und Verbesserung einer komplexen Beziehung beschworen – wegen Zuschauer-Ausschreitungen abgebrochen werden musste, kamen erste Zweifel an der Effizienz des Fußballs als Integrationsförderer auf. Tatsächlich wurde deutlich, dass er sowohl als Projektionsfläche für Verbrüderungswünsche wie auch als Bühne für die Zerrissenheit der französischen Gesellschaft herhalten musste.

Zudem gab es im folgenden Jahrzehnt eine ganze Reihe von Gelegenheiten, das öffentliche Benehmen der Nationalspieler zu rügen, die ihrer Vorbildfunktion mehr als einmal nicht gerecht wurden und mit Vorfällen wie dem grotesken „Streik“ bei der WM 2010 in Südafrika das Bild des harmonischen Miteinanders im Nationalteam nachhaltig beschädigten. Auch die „Quoten-Affäre“ im Jahr 2011, als der damalige Nationaltrainer Laurent Blanc rassistischer Äußerungen beschuldigt wurde – was nicht zutraf, aber einen gravierenden Mangel an Sensibilität für angemessenen Sprachgebrauch an den Tag brachte –, zeigte auf, dass der französische Fußball von den Schwierigkeiten des Zusammenlebens der Kulturen nicht verschont bleibt.

Die WM 1998 als Präzedenzfall

An der Strahlkraft des Sommermärchens von 1998 ändern diese Ereignisse und Entwicklungen aber nichts. Im Gegenteil: Der WM-Sommer hat sich als eine Art Präzedenzfall ins kollektive Gedächtnis der Nation gebrannt, als Beweis dafür, dass Harmonie möglich ist und dass man sich unter dem gemeinsamen Dach der nationalen Symbole zusammenfinden kann.

Er macht auch deutlich, welche Rolle der Fußball mittlerweile in der Sozialisierung des Individuums durch eine ungeheuer intensive emotionale Erfahrung von Gemeinschaft spielt. Wir mögen uns zwar dessen bewusst sein, dass die beim Fußball erlebte nationale Gemeinschaft in Zeiten fortschreitender Individualisierung und wachsender sozialer Ungleichheiten auch etwas Künstliches an sich hat, dennoch nehmen wir das fast unwiderstehliche Identifikationsangebot der Nationalmannschaft gerne an. Zumal der Fußball



eben auch einen hochwillkommenen Anlass zu einer befreienden „Auszeit“ vom Lebens- und Arbeitsrhythmus unserer Epoche bietet, der uns oft als ins Unerträgliche beschleunigt erscheint. Der französische Schriftsteller Jean Rouaud fasste den Sommer 1998 als ein „großartiges Innehalten in der Geschichte dieses Volkes“ zusammen, dessen Leichtigkeit nur im Kontext eines in letzter Konsequenz zweckfreien Spiels möglich ist.

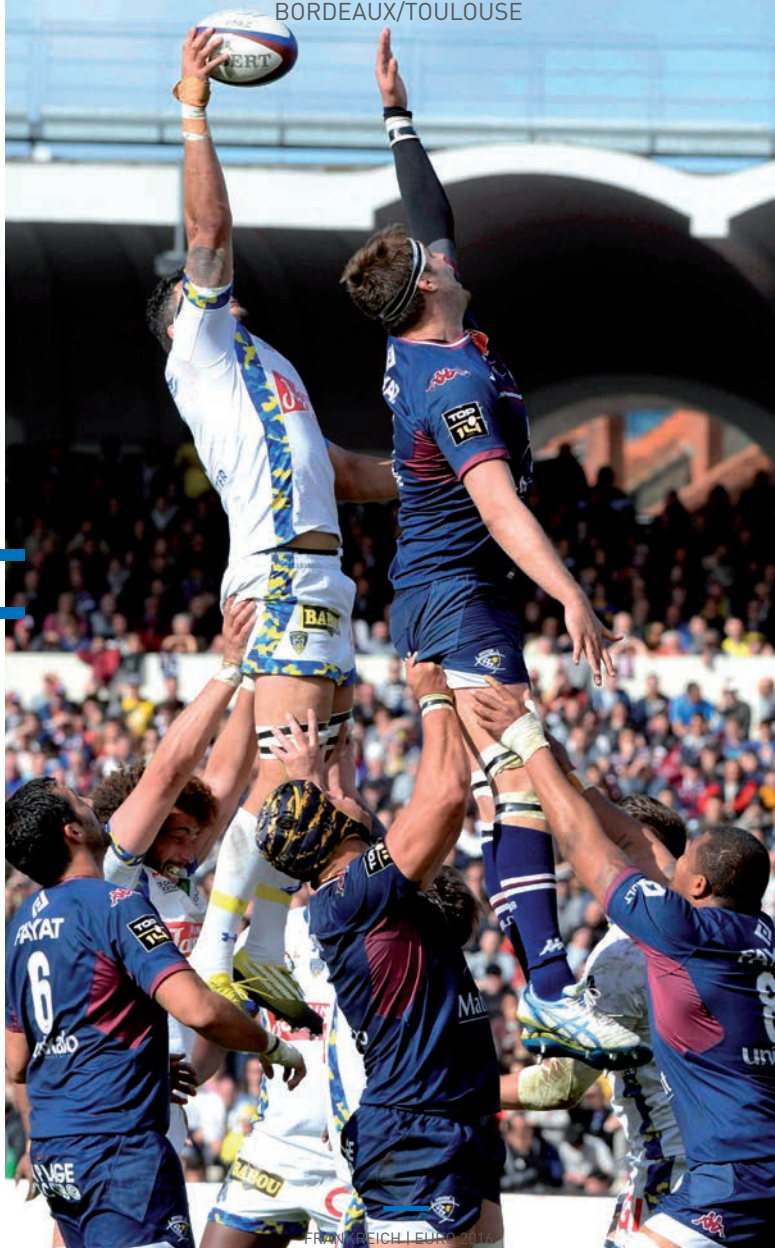
Die Franzosen wissen heute, dass der Fußball die Welt nicht verändert und keine Probleme löst. Aber er kann beispielhafte Momente schaffen, die in der Erinnerung abgespeichert werden und Orientierung geben. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, wie es Heinrich Böll in einer seiner Geschichten treffend ausgedrückt hat: wirtschaftlicher Wohlstand ist nicht genug, wir brauchen auch emotionale Bezugspunkte, die uns grundlegender gesellschaftlicher Solidaritäten versichern.

Die WM 98 ist ein solcher Bezugspunkt. Sie zeigte auf, wie groß in der französischen Gesellschaft das Bedürfnis nach harmonischer Zusammengehörigkeit im komplexen nationalen Kollektiv ist und wie wenig die Republik in „normalen Zeiten“ in der Lage ist, darauf zu antworten.

Befriedigen kann auch der Fußball diese Bedürfnisse nur scheinbar und punktuell. Doch immerhin: Er hat Bilder ins Familienalbum der Nation geklebt, die noch Jahre später ein gerührtes Lächeln auf die Mundwinkel zeichnen. Bei aller Skepsis: auch das zählt.



BORDEAUX/TOULOUSE





Willkommen in Ovalien!

Wo der Fußball nur die Nummer zwei ist.

„L'Ovalie“ – ein Land, das jeder Franzose kennt, das aber auf den Straßenkarten Frankreichs nirgends zu finden ist. Suchen muss man es im imaginären Universum der Nation. „Ovalie“ – das ist das Land, das nicht mit runden Bällen spielt. „Ovalie“ – das riecht nach dampfendem Cassoulet aus Carcassonne, heruntergespült mit den Weinen des Languedoc, das klingt nach dem authentischen Akzent der Toulousaner, Gascogner und Basken, ruft Bilder von echten, muskelbepackten Kerlen hervor, die sich sonntagnachmittags auf Dorfäckern die Schädel einschlagen und am Abend, in der sogenannten „dritten Halbzeit“, schon wieder zusammen anstößige Lieder singen und gutgelaunt mit einem Armagnac anstoßen.

Der Südwesten Frankreichs, das ist das Land des Rugby (hierzulande bitte: „Rugbi“). Elf von vierzehn Proficlubs der „Top 14“ genannten Ersten Liga kommen aus der südlichen Hälfte Frankreichs. Und natürlich ein Großteil der Nationalspieler in der „XV de France“, der „Nationalfünfzehn“. Und vor allem jede Menge Helden, Legenden und Anekdoten, die im kollektiven Sport-Gedächtnis der Nation verankert sind.

Toulouse ist das unumstrittene Zentrum von Ovalien. Hier saugt man die oft lyrisch beschworenen Werte der Rugby-Gemeinschaft sozusagen mit der Muttermilch auf. Auf die weinerlichen Fußballer, die sich ständig am Boden wälzen und mit dem Schiedsrichter herumdiskutieren, schaut man eher mitleidig herab.

Für den Fußball ist der Südwesten fast eine Art Diaspora. Hier ist der „ballon rond“, wie er oft genannt wird, nur die Nummer zwei. Als er Ende des 19. Jahrhunderts hier ankam, hatten die englischen Weinhändler den „ballon ovale“ schon fest in der Sportkultur verwurzelt, und an dieser historischen Vormachtstellung wird sich in absehbarer Zeit nichts ändern.

Aber ein paar Freunde hat der „runde Ball“ auch hierzulande, und so weltoffen ist man dann schon in den Rathäusern von Bordeaux und Toulouse, dass man die Europameisterschaft unbedingt empfangen wollte. Es wäre auch zu schade gewesen, diese beiden tollen Städte und ihr schönes Umland außen vor zu lassen. In diesem Sinne: Viel Spaß in Ovalien!

Ovale Bälle und echte Kerle: Rugby im Südwesten.



Bordeaux.

Nette Ultras an der Gironde.



Als stolze Hauptstadt der Region Aquitanien freut sich Bordeaux auf 5 Spiele der anstehenden EM, darunter ein kaiserlich-königliches Österreich-Ungarn und ein Viertelfinale, das – wer weiß? – Deutschland und Frankreich gegenüberstellen könnte. Ausgetragen werden diese Spiele in einem vollkommen neu gebauten Stadion, über das die Meinungen – natürlich! – geteilt sind. Wir sind in Frankreich, da geht nichts ohne Kontroversen ab.

Le nouveau stade

Das fängt schon bei der Lage an: das „nouveau stade de Bordeaux“ wurde in eine relativ abgelegene

Gegend links der Garonne und ziemlich weit nördlich des Stadtzentrums gebaut. Das „Bordeaux-Lac“ genannte, um einen künstlichen See herum angelegte Viertel besteht aus einer Reihe von Hotels, einem Casino, einer Radrennbahn, einem Messengelände und einer Handvoll Unternehmen. Anders ausgedrückt: Der Fußball wurde ins Niemandsland verpflanzt.

Immerhin: Von der Architektur her ist es sehr gelungen, dank des Schweizer Büros Herzog & de Meuron, denen die Bayern die Allianz Arena verdanken. Seine Längsseiten weisen eine Vielzahl feiner weißer Pfeiler auf, ein visuelles Echo der



ausgedehnten Kiefernwälder der Region. Auf der Südseite findet man den Fanshop der Girondins. Im Inneren gibt es einen Rundgang auf beiden Hauptebenen des Baus. Eine gesellige Passage, wo man sich verpflegen und dennoch immer ein Auge aufs Spielfeld haben kann. Die gehbehinderten Fans haben dort ihre Plätze, was ihnen eine ausgezeichnete Sicht, aber auch jede Menge Zugluft beschert – da ist der Fanschal schon aus gesundheitlichen Gründen Pflicht. Ein bisschen trist ist die graue Farbe der Sitze, vor allem wenn die Tribünen nicht voll sind.

Das Hauptproblem ist allerdings die Verkehrsanbindung. Trotz mehr als großzügiger Parkplätze entstehen an jedem Spieltag katastrophale Staus, einfach weil das Stadion in einer Art Enklave liegt. Die Straßenbahn setzt einen zwar ganz in Stadionnähe ab, aber der Fahrplan ist unzureichend. Gott sei Dank hatten die Girondins die ausgezeichnete Idee, eine ganz miese Saison 2015/2016 zu spielen und ihre eigenen Zuschauer zu verprellen. Statt den 42.000, die ins Stadion passen, kamen nur noch 20.000 – ein aktiver Beitrag zur Entspannung des Anfahrtsverkehrs!

Für die Euro darf allerdings mit vollen Tribünen gerechnet werden. Also rechtzeitig anreisen, gerne auch mit der Tram B, von deren Haltestelle aus es einen praktischen Busdienst zum Stadion gibt. Nehmen Sie was zum Lesen mit (wie diesen schönen Reiseführer), denn um das Stadion

herum gibt es absolut nichts zu tun. Und eine Kopfbedeckung: im Sommer knallt im Südwesten die Sonne, und bis Juni werden die zarten Bäumchen auf dem Vorplatz noch nicht zu großzügigen Schattenspendern geworden sein.

Dank eines „Naming“-Vertrags heißt das Stadion offiziell (und ganz im Ernst) „le Matmut Atlantique“, was die bei vielen deutschen Urlaubern beliebte Atlantik-Küste hinter den glanzvollen Namen einer Versicherungsgesellschaft stellt. Man muss sich fast freuen, dass die UEFA das „Naming“ während des Turniers verbietet und man entsprechend nur ins „Stade de Bordeaux“ gehen wird. Tatsächlich aber sagen die



Der Autor

Nicolas Hourcade

geboren 1971 in Bordeaux, ist Soziologe an der École Centrale de Lyon und Redaktionsmitglied des Magazins So Foot. Unter dem freundlichen, aber steten Druck seiner Familie wurde er zu einem Fan der Girondins. Seinem Sohn hat er diese Leidenschaft schon weitergereicht; was seine Töchter betrifft, hat er die Hoffnung noch nicht aufgegeben.



Bordelais, wie man die Einwohner nennt, nur „le nouveau stade“. Die Ultras hingegen haben eine Befragung unter 1.400 Fans durchgeführt und dem Stadion ihren eigenen Namen gegeben: für sie heißt es jetzt „Stade René Gallice“, nach einem ehemaligen Spieler, der sich während des Krieges im Widerstand hervortat und danach der Mannschaft angehörte, die 1950 den ersten Meistertitel nach Bordeaux holte.

Im Gegensatz zum Parc OL (siehe das Kapitel über Lyon) sind die Girondins nicht Eigentümer, sondern nur Nutzer des Stadions. Viel passiert ist natürlich noch nicht in der neuen Arena: eine ausverkaufte Einweihung mit einem Länderspiel der Blauen gegen Serbien und die Halbfinals der Rugby-Meisterschaft. Das interessanteste Ereignis war noch ein „Streik“ der treuesten Girondins-Fans, die nach einer erneuten Heimklatzche dem folgenden Spiel einfach fernblieben ...

Bis 2015 spielten die Girondins im Stade Chaban-Delmas, so benannt

nach dem jahrzehntelangen Bürgermeister der Stadt, meist aber als „Parc Lescure“ bezeichnet, von dem es eigentlich nur ein Teil ist. Heute spielt dort der Rugby-Club Union Bordeaux Bègles, der sich rühmt, den besten Zuschauerschnitt Europas aufzuweisen. Eingeweiht wurde „Lescure“ für die WM 1938, wie damals die meisten Stadien mit Leichtathletikpiste und Radrennbahn. In den 80ern wurde es umfassend renoviert, und für die WM 1998 noch einmal modernisiert. Die WM war ein Riesenfest in Bordeaux, ohne jede Ausschreitung. Und kulturell bereichernd für die lokale Ultra-Szene: die schottischen und norwegischen Fans hinterließen einen ausgezeichneten Eindruck (insbesondere bei den Barkeepern), während die chilenischen und argentinischen Anhänger ihren neuen französischen Freunden ausgiebigen Gesangsunterricht erteilten.

Im Mai, anlässlich des letzten Spiels der Girondins, organisierten die Fangruppen ein eindrucksvolles



Im Parc Lescure: das alte Stadion der Girondins.



Fest mit dem Titel „Adieu Lescure!“ zu Ehren ihres alten Stadions. Große Spieler der Vereinsgeschichte trafen sich mit den Fans auf einem zentralen Platz in der Stadt und machten sich in einer emotionalen Prozession ins Stadion auf. Dort gab's Gänsehaut-Choreos auf der Tribüne, und nach dem Spiel war sogar Pyro erlaubt.

Les Girondins

Wer sich fragt, wem die Girondins (mit weichen „sch“ am Anfang) eigentlich ihren seltsamen Namen verdanken, der sei auf die Geschichte der Französischen Revolution verwiesen. Im neu konstituierten Parlament gab man einer Art Koalition des Bürgertums diesen Namen (deutsch: „Girondisten“), weil einige Abgeordnete aus dem Département Gironde darunter waren. Die Gironde wiederum ist nichts anderes als der riesige Mündungstrichter, der aus dem Zusammenfluss von Garonne und Dordogne entsteht. Alle weiteren historisch-geographischen Details aus Platzgründen bitte bei Wikipedia weitersuchen.

Den Sportclub der Girondins gibt's seit 1881, aber die Fußballer haben ihre Abteilung erst seit den 1930er Jahren entwickelt. Trotz eines ersten Meistertitels im Jahr 1950 sind die 50er und 60er Jahre der Vereinschronik vom „Poulidor-Syndrom“ gekennzeichnet, so genannt nach dem Namen des ewigen Zweiten der Tour de France. In nur wenigen Jahren gleich fünf Mal das

Pokalfinale zu verlieren und viermal Zweiter in der Liga zu werden, das muss man erst mal hinkriegen. Da erblasst sogar Bayer Leverkusen vor Neid.

Aber in den 70er Jahren professionalisiert sich der Club zunehmend und wird Mitte der 80er zum dominierenden Verein Frankreichs mit drei Meistertiteln zwischen 1984 und 1987 und zwei Pokalsiegen (1986 und 1987). Leider scheitern sie zweimal im Halbfinale des Europacups. In Erinnerung geblieben ist insbesondere das Duell mit Juventus Turin, angeführt von Michel Platini, im Frühjahr 1985. Nach einer 3:0-Niederlage in Turin steht das Rückspiel nach Toren des ehemaligen Kölners Dieter Müller und Patrick Battiston (der besondere Freund eines anderen Kölners seit dem WM-Halbfinale 1982 von Sevilla) auf Messers Schneide. Zuerst bedauert man, das dritte Tor nicht gemacht zu haben, aber nachdem man sieht, was beim Finale im Heysel-Stadion gegen Liverpool passiert, ist man froh, zu Hause geblieben zu sein ...

Zwei Jahre später war im Pokalsieger-Cup auch im Halbfinale Schluss, und zwar gegen Lokomotive Leipzig im Elfmeterschießen (obwohl wir selbstredend klar die bessere Mannschaft gewesen waren).

Der emblematische Spieler dieser Epoche ist der aus der Region stammende Alain Giresse, auch wenn er sich überreden ließ, 1986



WM 1986: Alain Giresse beim Dribbling, kritisch beäugt von Jean Tigana.

für seine letzten zwei Jahre als aktiver Spieler nach Marseille zu wechseln, was ihm einen äußerst rustikalen Empfang im Parc Lescure bescherte. Sein alter Teamkollege, der Ex-Bayer Gernot Rohr, verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. (Ob er das über 90 Minuten gemacht hätte, wenn die Schiedsrichter damals schon dieselben Anweisungen gehabt hätten wie heute, steht auf einem anderen Blatt). Inzwischen ist viel Wasser die Gironde hinuntergeflossen. Das lokale Publikum hat Alain Giresse, der mit Jean Tigana nicht nur in Bordeaux, sondern auch in der Nationalmannschaft (WM 82 und 86) ein fantastisches Mittelfeld-Duo formte, schon seit langem verziehen und ihm einen besonders begeisterten Empfang beim Abschiedsfest für Lescure bereitet. Dieses Jahr ist Giresse übrigens auch „EM-Botschafter“ der Stadt Bordeaux.

1991 werden die Girondins in die zweite Liga zwangsversetzt, aufgrund von „missbräuchlicher Finanzpraktiken“ der Clubführung, über die wir diskret den Mantel des Schweigens breiten wollen, die dem Club aber ein modernes Trainingszentrum in der Vorstadt Haillan hinterlassen haben. Seit dem Wiederaufstieg 1992 war er immer in der ersten Liga. In den letzten zwei Jahrzehnten haben sich die Girondins ordentlich geschlagen, immerhin zwei überraschende Meistertitel geholt (1999 und 2009) sowie einen Pokalsieg (2013). Über die drei Titel im Ligapokal – einem weitgehend sinnfreien Wettbewerb, der von einem Teil der französischen Fußballanhänger zu Recht boykottiert wird – lohnt es sich nicht, im Detail zu reden. Dem Glanz der 80er rennt der Club vergeblich hinterher. Seit ein paar Jahren scheint er sich sogar eher in einer Art Dauerkrise eingerichtet zu haben.

Auf der europäischen Bühne war der Höhepunkt ein UEFA-Cup-Finale 1996, das gegen den FC Bayern verloren wurde. Im Viertelfinale hatte sich die junge Mannschaft um Talente wie die damals noch relativ wenig bekannten Zidane, Dugarry und Lizarazu noch gegen die erstaunten Superstars des AC Mailand durchgesetzt, die im Rückspiel mit 3:0 an die Wand gespielt wurden. Sie konnten ja auch nicht wissen, dass ihnen da zukünftige Weltmeister gegenüberstanden.



Im Endspiel hatten die Bayern dann eigentlich ziemlich leichtes Spiel, mit einem 2:0 zu Hause und einem 3:1-Erfolg in Bordeaux. Die Stimmung in der Stadt und im Stadion war derart erstklassig, dass die Führung des FC Bayern sich bemüßigt sah, zwei Tage nach dem Finale eine ganzseitige Anzeige in der Regionalzeitung *Sud-Ouest* zu schalten, um sich beim Publikum mit einem herzlichen „Merci, Bordeaux!“ für seinen Einsatz und sein Fairplay zu bedanken. Die freundschaftliche Atmosphäre war umso passender, als es sich um das erste und einzige Europacup-Finale handelte, das zwei langjährige Partnerstädte zusammenbrachte. Wie man sieht, ist uns in Bordeaux die deutsch-französische Freundschaft so wichtig, dass man den Gast aus Deutschland schon mal das UEFA-Cup-Finale gewinnen lässt.

Interessanterweise spielten die Girondins ausgerechnet in dieser Europacup-Saison in burgunderroten Trikots, einer Farbe, die in Frankreich mit „Bordeaux-Rot“ bezeichnet wird. Seither laufen sie wieder in den echten Clubfarben Marineblau und Weiß auf, mit ihrem legendären „V“ (auch „Skapulier“ genannt) auf der Brust.

Ein Derby haben die Girondins eigentlich nicht, jeder nennenswerte Club ist mindestens 200 km weit weg (Frankreich ist ein großes Land!). Der wichtigste Rivale im Westen ist vielleicht der FC Nantes, mit dem recht einfach Gegensätze konstruiert werden konnten: In den 60er Jahren wurde Nantes gepflegtes Kurzpassspiel zugeschrieben, während die Bordelais als Klopfer verschrien wurden; in den 80ern wurde das groß aufspielende Bordeaux dann



Der junge Zidane und der weniger junge Matthäus beim UEFA-Cup-Finale 1996.



als „Big Business“ denunziert, während Nantes sich als sympathischer, authentischer Ausbildungsverein gab. Hauptsache, Bordeaux hat den schwarzen Peter! Natürlich gefällt es den Fans beider Lager, diese eigentlich recht künstliche Rivalität hochzuspielen. Da tut es richtig gut, dass das letzte Spiel im alten Lescure ausgerechnet ein Sieg gegen Nantes war! Der einzige Rivale im Südwesten, der FC Toulouse, ist einfach nicht bedeutend genug, um ein echter Konkurrent zu sein. Daraus ein „Garonne-Derby“ zu machen, ist dann doch zu viel des Guten.

Den wahren „Feind“ stellt eigentlich der Olympique de Marseille dar, der Verein, der die Girondins Ende der 80er als führenden Club Frankreichs abgelöst hat. Das hat man ihnen offensichtlich nie verziehen. Die herzliche Abneigung der beiden

Vereine wurde durch ziemlich unangemessene verbale Scharmützel zwischen den damaligen Präsidenten Claude Bez und Bernard Tapie ständig angefacht. Aber solche Sticheleien zwischen den „üblichen Verdächtigen“ kennt man ja auch aus der Bundesliga ... Für die Fans ist das Heimspiel gegen Marseille jedenfalls der Höhepunkt der Saison, zumal der OM seit 1977 nicht mehr in Bordeaux gewonnen hat. Diese Serie muss auf jeden Fall halten!

Les supporters

Das Publikum von Bordeaux kann bei großen Gelegenheiten aus dem Häuschen geraten, gilt aber sonst nicht als eines der heißesten in Frankreich. Die Atmosphäre um den Club gilt als brav und gesittet, sowohl während der Woche als auch im Stadion. Das alte Lescure war auch nicht besonders stimmungs-



Die Ultramarines in Bordeaux mögen's bunt!



fördernd. Das neue Stadion hat eine viel bessere Akustik, aber wenn die Girondins so weitermachen, wird man nur noch deprimiertes Schluchzen hören.

In Wirklichkeit ist der Unterschied enorm zwischen der Südkurve, der Lunge des Stadions mit seinen aktiven Ultras, und dem Rest, der sich nur bei den wirklich wichtigen Spielen erwärmt. Der größte Fanclub sind die „Ultramarines“, die 1987 gegründet wurden und zu den wichtigsten in Frankreich zählen. Über ihre spektakuläre Animation, die sie im Februar 2015 mit Hilfe farbigen Puders veranstaltet haben, rieb man sich in der ganzen Welt die Augen. Unbedingt bei YouTube unter „Bordeaux + poudre colorée“ nachschauen! Die Ultramarines zeigen auch soziales Engagement in der Stadt und im Kampf gegen Rassismus. Und sie verteidigen „ihre“ Tribüne, für die sie dank guter Beziehungen zur Clubführung einen moderaten Ticketpreis verhandelt haben, um unter guten Bedingungen für Stimmung im Stadion sorgen zu können.

Dass sie wegen ihres antirassistischen Engagements heftig mit manchen weiter rechts anzusiedelnden Konkurrenten zusammenstoßen, wie z. B. in Lyon und Nizza, sei ihnen hoch angerechnet. Ihre Fanfreundschaft mit den „Magic Fans“ von Saint-Étienne dauert jetzt schon ein Vierteljahrhundert. Aber auch im Ausland unterhalten sie freundschaftliche Beziehungen,

insbesondere mit der „Schickeria“ in München und den „Deviants“ von Preußen Münster. Man besucht sich gegenseitig. Ihr Vereinslokal liegt ganz in der Nähe des neuen Stadions.

La ville

Das historische Zentrum von Bordeaux wurde 2007 ins Welterbe der UNESCO aufgenommen. Dieser verdienten Anerkennung war eine jahrelange „Wiedereroberung“ der ziemlich heruntergekommenen Garonne-Kais vorausgegangen, die von Bürgermeister Alain Juppé – übrigens aussichtsreicher Kandidat für die französische Präsidentschaftswahl 2017 – konsequent betrieben wurde. Statt dem Fluss wie gehabt den Rücken zuzudrehen, sollte die Stadt ihn sich zu eigen machen. Der ehrgeizige Urbanisierungsplan gelang mit Hilfe einer neuen Straßenbahnlinie, einer außerordentlich erfolgreichen Umgestaltung des Flussufers, das jetzt wirklich den Einwohnern gehört, und dem Herausputzen der typische Fassaden.

Das „goldene Dreieck“ („triangle d'or“) zwischen der Place Gambetta, dem Grand Théâtre und den Allées de Tourny können Sie gar nicht verpassen. Die Gassen und Plätze der Altstadt sind in jedem normalen Reiseführer gut beschrieben. Die EM-Fanmeile wird gleich um die Ecke angesiedelt sein, auf der weiten Place des Quinconces (müssen Sie nicht aussprechen können).



Der „Miroir d'eau“ an der Place de la Bourse.

Es lohnt sich allerdings auch, sich über den Stadtkern hinaus umzuschauen und ein paar andere attraktive Viertel zu entdecken. Überqueren Sie doch einfach mal die alte Garonne, um an den grünen Kais der rechten Seite entlangzu-spazieren. Von dort ist der Blick auf die Häuserzeilen von Bordeaux noch besser, vor allem wenn man ihn aus einer der dortigen Kneipen („guinguettes“) genießt. Hochinteressant: das „Projet Darwin“, ein alternatives urbanes Ökosystem, das sich in einem alten Kasernenblock eingestrichelt hat.

Zurück auf dem linken Ufer notieren Sie sich den „Wasserspiegel“ („miroir d'eau“) an der Place de la Bourse – wenn's Ihnen im Sommer zu heiß wird, verspricht er eine

willkommene Abkühlung. Gehen Sie Richtung Süden weiter, bis zum Saint-Michel-Viertel und dem lebendigen Markt auf dem Kapuziner-Platz.

Und dann ist da natürlich noch der Wein! Nördlich des Stadtzentrums, hinter dem historischen Viertel der Weinhändler namens „Chartrons“, wird kurz vor der EM die spektakuläre neue „Cité du Vin“ eröffnet – ein Muss. Und das große Weinfest, das jedes Jahr Zehntausende Besucher anzieht, findet diesen Sommer vom 23. bis 26. Juni statt – mitten im Turnier. Da können Sie dann mit den sicherlich zahlreich anwesenden Briten anstoßen, die am 23. ihr Europa-Referendum abhalten werden – entweder auf den „Brexit“ oder darauf, dass sie doch in der EU geblieben sind.



Bars und Restaurants finden Sie zahlreich in jedem Viertel vor, ob auf den Plätzen der Altstadt oder in Richtung Place de la Victoire, wo sich das Studentenleben abspielt. Zum Rotwein mag man in Bordeaux das Rindfleisch ziemlich blutig, aber das muss nicht jedermanns Sache sein. Wenigstens einmal sollten Sie allerdings Ente auf dem Teller haben, sei es als *magret de canard* (Entenbrust) oder als *canard confit*, eine regionale Spezialität. Zum Dessert sind hier die *canelés* eigentlich unverzichtbar, kleine Kuchen in gugelhupfartiger Form. Und wer's mag, kann sich natürlich an Austern aus der naheliegenden Bucht von Arcachon schadlos halten.



Wo der Wein ein Heimspiel hat.



In der Altstadt von Bordeaux.

Dass viele Spieler der Girondins nach ihrer Karriere in der Region bleiben, ist dem Charme der Stadt, aber auch der Lebensqualität der Region geschuldet. Patrick Battiston, eigentlich aus Lothringen, ist heute noch bei den Girondins, wo er das Ausbildungszentrum leitet. Auch für Gernot Rohr, der sich am Cap Ferret niedergelassen hat, ist sie ein Stück Heimat geworden, ein Ort, an den man zurückkommt von den zahlreichen Ortswechseln eines Trainerlebens. Aber dass es zwischen Saint-Émilion und dem Atlantik hier wirklich schön ist, das wissen viele Deutsche sowieso schon, wie man jeden Sommer beobachten kann. Vielleicht macht Ihnen ja auch die Euro Lust, wiederzukommen.



Toulouse, meine Heimat.

Ô mon pays !



In der Geschichte des französischen Fußballs kommt Toulouse gar nicht vor. Titel? Keine. Zweimal als Erster die zweite Liga beendet. Stars? Eine Handvoll ehemaliger Guter kurz vor dem Verfallsdatum und eine paar talentierte Junge, die's eilig haben, wegzukommen.

Nicht mal das Stadion hat einen Namen. Le Stadium – sehr originell. So originell wie der des Clubs: Toulouse FC, auch TFC genannt, im Volksmund auf den Tribünen meistens „Téfécé“ gerufen.

Es wäre kaum übertrieben, zu behaupten, dass hier im Stadium überhaupt nie etwas passiert ist.

Wäre da nicht ...

Der Tag, als Gott im Stadion vorbeischaute

Eines Tages machte Gott Halt im Stadium. Es war der 1. Oktober 1986, das Rückspiel der ersten Runde im UEFA-Cup. Der Abendschwül-gewittrig, die Stimmung elektrisch, die Aus-sichten der von Jacques Santini trainierten Violetten eher mager: Der SSC Neapel hat das Hinspiel gewonnen, 1:0, ein Tor von Andrea Carnevale in der 55. Minute vor 85.000 übergeschnappten Zuschauern im San Paolo. Jetzt bleibt dem TFC nichts anderes übrig, als seinen ganzen Mut zusammenzukratzen, die Stollen festzuschrauben und eine Region zu bekehren, die nur auf Rugby schwört.



Tatsächlich hat der ganze Südwesten ausnahmsweise die Augen auf den schäbigen Stadionrasen gerichtet. Die Ultras Toulouse haben die ganze Westkurve mit einem Riesenbanner bedeckt und nebeln alle mit ihrer Pyro ein. Grade mal 300 sind sie, aber sie bringen die Ramier-Insel, auf der das Stadium steht, zum Brennen.

Die restlichen 35.000 sind vor allem gekommen, um die Hand Gottes zu bewundern: el Pibe de Oro, der ein paar Monate zuvor Argentinien seine zweite Weltmeisterschaft beschert hat. Der beste Spieler der Welt in Toulouse – da nimmt man achselzuckend die kommende Niederlage der eigenen Mannschaft in Kauf.

Ein ruppiges, verbissenes, packendes Match. Die Tribünen werden mitgerissen, als Yannick Stopyra in der 15. Minute das erste Tor schießt. Stopyra, das ist der lokale Jungstar, der es bis zu den Blauen von Platini geschafft hat, die bei der WM in Mexiko Dritte geworden sind, und danach fast zu den Bayern, aber der TFC ließ ihn nicht gehen.

Ganz allein ist er nicht mit seiner Klasse. Der Jahrgang 1986, das war ein guter für den Fußball in Toulouse, genau wie für den Wein aus den Corbières. Da gibt es zum Beispiel Alberto Tarantini, ein eisenharter Linksverteidiger mit einer Lockenmähne, der zwei Jahre zuvor aus Bastia zum TFC gekommen ist. 1978 war er der jüngste Spieler in der

argentinischen Weltmeisterelf. Bei dem mehr als suspekten 6:0 gegen Peru hat er sogar getroffen. Tarantini ist eine Sense. Um den Toulouser Kasten zu schützen, packt er die Blutgrätsche aus.

Aber der Herrscher der Truppe ist „el Rey Beto“. Alberto Márcico, Beto für seine Freunde, wird von den TFC-Fans angebetet. Noch ein Argentinier. Körpertäuschung und Haken, die jede Abwehr aushebeln, exquisite Ballführung in Hochpräzision, gradlinig und mannschaftsdienlich, lächelnd und sympathisch – Beto bringt den französischen Abwehrreihen Ende der 80er den Walzer bei. Und er verkörpert den



Die Autorin

Géraldine Maillet

1998 hängt Géraldine Maillet ihre Mannequin-Karriere an den Nagel und wendet sich der Literatur zu. Die geborene Toulousaine hat seit 15 Romanen und mehreren Theaterstücken veröffentlicht. Seit 2009 versucht sie sich auch als Regisseurin. Bisher hat sie mehrere Kurzfilme, einen Spielfilm sowie eine Doku über die Kulissen von Roland-Garros gedreht.



ganzen Charme dieser Epoche, in der Genie und Klasse mit, sagen wir mal, verbesserungsfähiger Lebensführung und Ernährung Hand in Hand gehen. Er verschlingt ein gutes Dutzend Pizzas pro Woche. In der Pizzeria „Venedig“, in der rue de la Colombede, wird die „Márcico“, mit Ei, Schinken und Käse, zum Bestseller.

Neu zur Mannschaft gestoßen ist der junge Gérald Passi. Nicht besonders robust, nicht besonders druckvoll, nicht besonders hart, nicht besonders explosiv, nicht besonders ausdauernd ... seine Vorstellung vom Fußball ist nur nachvollziehbar mit dem Ball am Fuß. Zwischen den italienischen und argentinischen Haudegen im Team hat das in der Region geborene Talent jede Menge Spaß. 1986/1987 wird das beste Jahr seiner Karriere sein.

Das Match geht weiter, man hört die Flüche vom Rasen bis auf die Tribüne, „Vafanculo“ antwortet auf „Hijo de Sie wissen schon“, aber niemand kriegt mehr was zustande. Knapp zwei Stunden später geht's ans Elfmeterschießen. Die ideale Dramaturgie, um die Legende eines Clubs zu schreiben, bei dem nie was passiert war.

Yannic Stopyra vergibt, Bruno Giordano trifft.

Alberto Tarantino trifft, Moreno Ferrario trifft.

Jean-Philippe Durand trifft, Alessandro Renica trifft.

3:2 für Neapel, auf der Tribüne kriegen wir schon keine Luft mehr.



Als Gott in die Fußballprovinz kam.

Jean-Jacques Marx trifft, Salvatore Bagni vergibt.

Jetzt brüllt alles entfesselt. Der Glaube an Toulouse steht dem Glauben an den heiligen Diego Armando entgegen. Diego, Hand und Fuß Gottes, Idol der Fußball-Menschheit.

Alberto Márcico läuft an, Mähne im Wind, Schnürsenkel um die Knöchel geknotet ... „Beto“ trifft! Bühne frei für Maradona!

Und der Wunderfuß des Weltfußballs schießt ... an den Pfosten. Der Ball prallt auf den Oberschenkel von Keeper Bergeroo und von dort so weit wie möglich weg vom Netz.

Der TFC verliert den Glauben an Gott Diego und hat doch nie so sehr an den Fußballgott geglaubt wie an jenem Abend.



1986 ist ein magisches Jahr. Wenigstens drei Wochen lang, bis zum 22. Oktober. „Gérald Passis Ruhmestag“, gemäß den Worten von Thierry Roland, bis zu seinem Tod 2012 fünf Jahrzehnte lang die Stimme der Fußballnation. Rinat Dassajew, der sowjetische Nationalkeeper im Tor von Spartak Moskau, vielleicht der beste Torwart der vergangenen WM, muss sich dem jungen französischen Nationalspieler drei Mal geschlagen geben. Am nächsten Tag eröffnen sogar die Abendnachrichten im zweiten Programm mit seiner sensationellen Leistung, damals unerhört, ein Zeichen des aufkommenden „Star-Systems“ im Fußball.

Große Tage, große Erinnerungen! Vor lauter Bewunderung für den legendären Hattrick im Stadium vergisst man in Toulouse ganz gern, dass man zwei Wochen später mit 5:1 in Moskau aus dem Wettbewerb geworfen wurde. Gérald Passi, später bei Monaco und Saint-Étienne, schaffte es schließlich nur auf 11 Länderspiele. Heute im Trainerstab von Nizza tätig, erinnert er sich vor allem an die Atmosphäre dieser Zeit: *„Es war mein schönster Lebensabschnitt, als Fußballer und als junger Mann. Diese Unbeschwertheit! Ich erinnere mich gut an den menschlichen, familiären Empfang, den mir der damalige TFC-Präsident Marcel Delsol eingeräumt hat. Die Spieler hatten echte menschliche Beziehungen untereinander. Ich bin immer*

noch in engem Kontakt mit Despeyroux, Delpéch, Oliver, Espanol, Huc, Durand ... Manchmal ließen wir uns glatt auswechseln, um einem Freund Platz zu machen.“

Für immer die Nummer zwei

Und das war's dann auch. Zwei Spiele, zwei tolle Abende. Man muss nehmen, was man kriegen kann. Für ein Geschichtsbuch reicht das nicht. Vielleicht für ein kleines Erinnerungsalbum. Ob man darauf in Toulouse eine Zukunft für den Fußball bauen kann?

Zumal Toulouse den runden Ball verachtet. Toulouse lebt fürs Rugby. Toulouse schwitzt, brüllt, entzündet sich fürs Rugby. Ein gelungener „Versuch“ im Rugby-Stadion Ernest Wallon ist mehr wert als alle Tore im Stadium. Im Gegensatz zum TFC ist der Rugby-Club Stade Toulousain eine Legende, ein mythischer Verein. Die Schwarz-Roten haben einen Briefkopf, von dem die Violetten des TFC nur träumen können: 19 Mal französischer Meister, vier Mal Pokalsieger, vier Mal Europacup-Sieger. Ihre Initialen „S“ und „T“ sind im Clubwappen ineinander verflochten wie das Siegel des heiligen Thomas von Aquin im Mosaikboden der Chapelle Saint-Esprit der Saint-Sernin-Basilika. Tiefer kann man in der lokalen Kultur nicht verwurzelt sein.

Was ist dagegen schon der TFC, der nicht einmal sein Stadium vollkriegt, egal wie sehr sich die Ultras



So geht's beim Stade Toulousain in der Top-14-Liga zu.

auch abstrampeln. Die ganze Energie, die von den „Indians Tolosa“ seit 1993 aufgebracht wird, ändert nichts daran. Auch die Gesänge der 180 Frauen des 100 % weiblichen „Fan Club TFC“ kommen gegen das Rugby nicht an. Und die „Ouest Dragons“ aus dem benachbarten Département Tarn-et-Garonne, die „West Eagles“ oder die „Tolosa Fans“ schreien sich umsonst im halbleeren Stadium die Lunge aus dem Hals.

Die Clubfarben sprechen eine deutliche Sprache. Das Schwarz und das Rot vom Rugby dominieren die Stadt. Mischt man die beiden, entsteht anscheinend eine Art Violett. Violett wie der TFC? Oder Violett wie die Lutschbonbon-Spezialität der Stadt, die „violettes de Toulouse“?

Sei's drum ...

Sogar in den Chansons von Claude Nougaro, dem emblematischen

Botschafter der Stadt, dessen berühmter Heimwehseufzer schon für den Titel dieses Beitrags erhalten musste, klingt das Rugby als Lebensstil zwischen den Zeilen durch:

*„Manchmal beleben sich in
meinen Erinnerungen*

*das grüne Wasser des Canal du
Midi und die roten Ziegel meines
Viertels.*

*Ich gehe wieder die Avenue
entlang zur Schule,*

*den Schulranzen bis obenhin
voll von Fausthieben.*

*Hier musst Du zuschlagen, wenn
Du gewinnen willst.*

*Hier geben sich sogar die Groß-
mütter dem Prügeln hin.“*

Nicht gerade zimperlich, genau wie das Vokabular:

„Man nennt sich einen Arsch, wenn



man sich überhaupt anredet.“

Ein ruppiges, „rugbyges“ Vokabular.

In so einem Umfeld ist der Fußball wohl dazu verdammt, für immer die Nummer zwei zu bleiben.

Und doch wurde das Stadium auserwählt, vier Spiele der EURO 2016 am Ufer der Garonne zu empfangen. Spanien-Tschechien, Schweden-Italien, Wales-Russland und ein Achtelfinale. Das große Fest des europäischen Fußballs hat sich in die Fußballprovinz eingeladen.

Das Stadium

Wie gesagt, viel passiert ist nicht im Stadium, aber eine tolle Lage, gleich südlich vom Stadtzentrum, auf einer Insel zwischen den beiden Flussarmen der Garonne gelegen, muss man ihm zugestehen.

Gebaut und eingeweiht wird das Stadium – das „um“ am Ende spricht sich übrigens wie „om“ – ein Jahr vor der Weltmeisterschaft 1938. Man gibt ihm damals den Spitznamen „das kleine Wembley“. Seither hat das Stadion tiefgreifende Renovationen über sich ergehen lassen. Die erste davon fand 1949 statt und erlaubte ihm, sich öfter ins sportliche und kulturelle Leben Frankreichs einzubringen. 1951 beschert ihm das Rugby-Meisterschaftsfinale zwischen Tarbes und Carmaux einen Zuschauerrekord. 1964 empfängt es eine Etappe der Tour de France. 1974 eine Großveranstaltung des Kandidaten François Mitterrand vor den Präsidentschaftswahlen.

Und der Fußball? Richtig: 1987 verpflichtet der Club Dominique Rocheteau, der seine Karriere in Toulouse ausklingen lässt. Immerhin geht es noch einmal in den UEFA-Cup, aber nach einem Sieg gegen Panionios Athen ist wieder in der zweiten Runde Schluss, gegen den zukünftigen Sieger Bayer Leverkusen. Am 31. Mai 1989 absolviert Dominique Rocheteau sein letztes Profispiel, gegen den Matra Racing, bei dem Maxime Bossis, ein anderer tragischer Held des WM-Halbfinals in Sevilla 1982, am selben Tag seinen Hut nimmt.

Ansonsten: 1987 das Konzert von David Bowie. Und 1992 die „Dangerous“-Tour von Michael Jackson.

Im Vorfeld der WM 1998 finden große Bauarbeiten statt, die das Fassungsvermögen auf 36.500 Plätze anheben. Das Stadium empfängt immerhin sechs Spiele, fünf Gruppenspiele und ein spannendes Achtelfinale zwischen Holland und Jugoslawien, an das man sich gern erinnert. Zwei offensive, spielfreudige Mannschaften. Die Holländer treten als Favoriten an, müssen sich aber auch vor der Erfahrung von Spielern wie Stojković oder Mijatović in Acht nehmen, die grade erst die Deutschen in Lens über weite Strecken vorgeführt haben.

Lange steht es 1:1, aber in den Schlussminuten entscheiden sich Guus Hiddinks Mannen, aufzudrehen. Zunächst ein Drehschuss von



de Boer, der zur Ecke gelenkt wird, dann ein Schuss von Overmars, den Ivica Kralj im Tor der Jugoslawen ablenkt. Kurz vor Abpfiff schnappt sich Edgar Davids den Ball, wird nicht angegriffen und nimmt sich alle Zeit der Welt, einen halbhohen Linksschuss anzusetzen. Kralj berührt den Ball noch, aber das Leder flitzt ins Netz. Davids hat die Holländer ins Viertelfinale gegen Argentinien geschickt, wo sie sich mit genau dem gleichen Ergebnis durchsetzen – 2:1 in der Schlussminute durch Dennis Bergkamp's Traumtor.

Mit dem Umbau steht das Stadium jetzt gut da, und es hat eine sportlich-faire Gesinnung, die Coubertin alle Ehre machen würde. Es schmolzt nämlich nicht auf seiner Insel, sondern lädt das Rugby zu sich ein, dem es anderswo angesichts seines regionalen, nationalen, europäischen und schließlich weltweiten Erfolgs zu eng wird: Spiele der Fünfzehner-Rugby-WM (= Rugby Union) und regelmäßig Meisterschaftsfinals des Dreizehner-Rugby (= Rugby League). Edle Gastfreundschaft. Entscheidend ist letztlich das Spektakel auf'm Platz. Das Stadium kennt sein Potential und kann nicht ewig darauf warten, dass der TFC ein Großer der Ligue 1 wird. Lieber spielt es selber in der ersten Liga als Austragungsort und bewirbt sich für die Euro.

So wird das Jahr 2016 zu einer neuen Etappe. Das Stadium feiert

seine neuerliche Vergrößerung, was gut passt, denn 2016 ist in Toulouse auch sonst ein Jubeljahr: man feiert den 350. Jahrestag der Aushebung des Canal du Midi und den 20. seines Einzugs ins UNESCO-Welterbe.

Toulouse, meine Heimat

Es kommt nicht oft vor, dass die Leute aus ganz Europa wegen des Fußballs nach Toulouse kommen. In normalen Zeiten braucht die Stadt den Fußball gar nicht, um die Menschen anzuziehen. Sie kommen auch so in die „rosa Stadt“ („la ville rose“), in der die Sonne auf die korallenfarbenen Terrakotta-Ziegel knallt. Mittlerweile ist Toulouse die viertgrößte Stadt in Frankreich geworden, eine Metropole von knapp einer Million Einwohnern. Toulouse wächst, nicht nur wirtschaftlich, mit dem Sitz von Airbus, seiner Muttergesellschaft und zahlreichen Zulieferern, sondern auch wissenschaftlich, mit mehr als 100.000 Studenten.

Toulouse und sein Akzent „wie ein Sturzbach aus Kieselsteinen“, um den Sänger Claude Nougaro noch einmal zu zitieren. Ein Akzent, der sich aus der alten, jahrhundertlang unterdrückten Kultursprache des Okzitanischen speist. Ein Akzent, wie für die Deutschen gemacht! Endlich dürfen sie all die in Paris stummen Auslaute, die „e“ und die „s“ und die „n“ aussprechen. „Moun païs“ (also ungefähr „mun pa-is“) statt „mon pays“ („mō pe-i“) heißt es im Okzitanischen für „meine



Schön warm wird's an den Ufern der Garonne schon im März.

Heimat". Aus der Wiederbelebung des Okzitanischen erklärt sich auch die Zweisprachigkeit vieler Straßenschilder.

Toulouse, das ist das römische Amphitheater von Purpan, ein antikes Heiligtum, in dem Gladiatorenkämpfe ausgetragen wurden. Das ist das beeindruckende gotische Augustiner-Kloster („Couvent des Augustins“), in dem das Kunstmuseum zu Hause ist, und das ebenfalls ins UNESCO-Welterbe aufgenommene Dominikanerkloster Les Jacobins

mit seinem unglaublichen Deckengewölbe und seinem markanten achteckigen Turm.

Toulouse, das sind überall in der Stadt verteilte Brunnen. Zum Beispiel der herrlich schwülstige Ariège-Garonne-Brunnen aus dem 19. Jahrhundert, der seit 1982 in eine Mauer der Place Lafourcade integriert ist. Acht Meter hoch, sechs Meter breit, stellt er allegorisch den Zusammenfluss der Garonne und der Ariège dar, mit der Garonne als eine – Zitat – „üppige junge Frau,



Die Basilika Saint-Sernin.



Der Canal du Midi.



heroisch und triumphierend, die den Felsen umfasst, aus dem ihre Quelle entspringt, während sich die Ariège, ein zierliches Mädchen, zu ihren Füßen zu ihr gesellt“.

Toulouse, das ist eine Perlenkette von Brücken: der Pont Saint-Michel, die meistbenutzte, der Pont Neuf, wie der Namensvetter in Paris paradoxerweise die älteste der Stadt, der Pont Saint-Pierre, die beiden Ponts Jumeaux, der Pont des Catalans, der Pont des Demoiselles, der nach den Libellen („demoiselles“) benannt ist, die durch das ehemals sumpfige Gelände des Viertels schwärmten.

Toulouse, das ist das Kapitol, das Rathaus, seit 1190 unverrückbar auf seinem weiten Platz. Seinen Namen hat es von den „capitouls“, den acht Ratsherren des Stadtrats. Entsprechend wird seine Fassade aus dem 18. Jahrhundert von acht rosafarbenen Marmorsäulen bestimmt.

Toulouse, das ist natürlich die große Saint-Sernin-Basilika, wahr-

scheinlich die schönste der romanischen Wallfahrtskirchen in Südfrankreich, und viele weitere schöne Ecken.

Aber Toulouse, das ist auch Dédé, der Wirt von La Terrasse, einem Café in der Avenue de Murey, oder Régine, die Chefin der Bar La Jamaïque, beim Canal latéral. Sollten Sie dort vorbeikommen, sagen Sie ihnen, dass „Beto“ Márcico sie empfohlen hat.

Jeder Toulouse-Besuch endet früher oder später in einem der Cafés auf dem Kapitolsplatz, dem obligaten Treffpunkt aller Einwohner. Zwei Hektar mitten in der Stadt und in seinem Zentrum das riesige Croix du Languedoc des Künstlers Raymond Moretti aus dem Jahr 1995 – das Symbol Okzitaniens, das von neuem regionalem Selbstbewusstsein kündigt, bis ins Wappen des TFC hinein!

Der Kapitolsplatz ist das lebendige Herz unserer Metropole. Jeden Morgen (und mittwochs ganztägig)



Der Pont des Catalans über die Garonne.



ist Markt. Falls Sie Lust und Gelegenheit haben, während Ihres Toulouse-Besuchs für Ihre sechs bis acht Freunde aus der Fangruppe selber zu kochen, dann brauchen Sie nur Ihre Einkaufstasche und die folgende Liste mitzunehmen:

- 500 g poitrine demi-sel (leicht gesalzene Schweinebrust)
- 1 kg petit salé (gepökelttes Schweinefleisch)
- 10 tranches (Scheiben) de saucisson à l'ail fumé (geräucherte Knoblauchwurst)
- 600 à 800 g saucisses de Toulouse (Toulouser Würste, örtliche Spezialität)
- 1 kg haricots lingot blancs secs (trockene, weiße Bohnen)
- 1 Töpfchen graisse de canard ou d'oie (Enten- oder Gänseschmalz)
- 2 oignons (Zwiebeln) und 3 gousses d'ail (Knoblauchzehen)
- 1 Esslöffel Tomatenmark (concentré de tomates)
- sowie 1 Thymianzweig, 2 Lorbeerblätter, Salz und Pfeffer (sollten in Ihrer Ferienwohnung eigentlich vorhanden sein)

Dann haben Sie alles, was Sie brauchen, um den klassischen Toulouser Bohneneintopf „Cassoulet“ zuzubereiten. Anleitung zum Kochen aus dem Internet runterladen. Aufsetzen vor dem Spiel. Zwei bis drei Stunden köcheln lassen. Verteilen nach dem Spiel. Dazu, natürlich, ein Roter aus den Corbières. Oder zwei. Passt prima zum Feiern nach dem Sieg. Und wenn's eine Niederlage war, tut er gut und hebt die Laune wieder!



Ça va, Mesdames ? Ça va très bien, merci !



„Les Bleues“ auf dem Weg nach oben. Hier beim WM-Spiel 2011 gegen Deutschland in Mönchengladbach.

Beim 40. UEFA-Kongress in Budapest wurde am 3. Mai auch ein Sitz im Exekutiv-Komitee erneuert. Gewählt wurde die Französin Florence Hardouin, die Generaldirektorin des französischen Fußballverbandes FFF. Gewählt, nicht ernannt als Alibi-Frau. Gewählt wegen ihrer erwiesenen Kompetenzen in Marketing und Management, nicht um einer Quote willen.

Ein neuer Stellenwert des Frauenfußballs

Diese Meldung allein gibt indirekt schon Auskunft über den Stellenwert, den die Frauen im französischen Fußball mittlerweile haben.



Eine andere Frau an prominenter Position in der FFF ist Brigitte Henriques, ehemalige Nationalspielerin. Sie wurde 2012 auf der Liste des heutigen Verbands-Präsidenten Noël Le Graët gewählt und setzt nun die ambitionierte Strategie des Verbandes um, mit der das sportliche, aber auch erzieherische und soziokulturelle Potential des Mädchen- und Frauenfußballs voll ausgeschöpft werden soll.

Der Plan für den „football féminin“ ist umfassend. Er betrifft einerseits den Leistungssport, mit der Zielsetzung, bei den nächsten Großturnieren endlich über das Halbfinale hinauszukommen und bei Olympia 2016 oder der EM 2017 einen Titel zu holen, sowie den Gewinn internationaler Titel mit den Mädchenteams. Er betrifft aber auch den Breitensport mit der Initiative „le football des princesses“, die sich an Schülerinnen in Grundschule und Unterstufe wendet. Und er betrifft alle anderen Schwellen der Leiter, von der Kreisliga bis zum Landesverband: überall werden Frauen ausdrücklich gefördert, ermutigt, sich in der Männerwelt des Fußballs einzubringen und ihre Kompetenzen in eigens aufgesetzten Fortbildungsprogrammen zu vertiefen.

Es geht um „empowerment“, wie man in Amerika sagen würde: es geht darum, Geschlechterbarrieren aufzubrechen, hinter denen sich schlicht und ergreifend Machtdenken verbirgt. Ein ausgezeichnetes Beispiel ist das Schiedsrichterwesen: auf allen Ebenen trifft man heute Frauen an, die wie Bibiana Steinhaus Männerspiele pfeifen – nur die Ligue 1 steht noch zur Eroberung aus. Und mit Corinne Diacre, einer ehemaligen Nationalspielerin, hat sich jetzt sogar eine Trainerin in der zweiten Liga durchgebissen, bei den Profis von Clermont-Ferrand. Beim Amtsantritt als „Laune“ des Präsidenten belächelt, hat sie ihre Mannschaft in zwei Spielzeiten vom Abstiegs- zum Aufstiegs kandidaten gemacht. Zu schade, dass sie den Sprung ins Oberhaus dieses Jahr knapp verpasst hat! Auf jeden Fall dürfte Corinne Diacres Erfolg auf diesem Niveau weltweit einmalig sein.

Schwierige Anfänge

Gespielt wird Frauenfußball seit 1917, als das erste offizielle Spiel stattfand. Wie in anderen Ländern Europas wurde er in den 20er Jahren recht populär, stand in Frankreich allerdings immer im Schatten der Leichtathletik, deren Anerkennung als olympische Sportart für Frauen oberstes Ziel der weiblichen Sportverbände war (und 1928 erreicht wurde).

Seit 1920 fanden sogar Länderspiele statt. Eine französische Auswahl besuchte England zur Feier der „Entente cordiale“ zwischen den Sieger-



mächten des Ersten Weltkriegs, wurde von Politikern empfangen und von den Zuschauern begeistert gefeiert. Auch das Rückspiel hatte eine politische Dimension: die englischen Damen besuchten auf dem Weg nach Paris die Soldatenfriedhöfe in Nordfrankreich.

Bis 1933 gab es eine französische Meisterschaft, danach gab es eine Phase des Niedergangs, und das Vichy-Regime, das mit Nazi-Deutschland kollaborierte, verbot den Frauenfußball schließlich ganz.

Anfang der 70er Jahre erfolgte endlich ein Neustart: Wie in anderen Ländern Europas wurde das Verbot aufgehoben und wie in Deutschland begannen sich die Frauen wieder vermehrt dafür zu interessieren. 1970 zählte man 1.800 Spielerinnen, zehn Jahre später hatte sich diese Zahl verzehnfacht, blieb aber deutlich hinter der Entwicklung in Deutschland oder Skandinavien zurück. Auch das Medieninteresse war extrem gering: Das ansonsten umfassend informierende *France Football* zum Beispiel widmete dem Frauenfußball in den 70er Jahren grade mal zwei Artikel pro Jahr! 1974 wurde die nationale Meisterschaft wieder eingeführt, die Lyon bis heute als Rekordmeister dreizehn Mal gewonnen hat.

Auf Kurs

Heute stehen die Zeichen auf Grün: In den letzten fünf Jahren ist die Zahl der Fußball spielenden Mädchen und Frauen in Frankreich von 51.000 auf 88.000 angewachsen – Ziel ist, bis 2019 die 100.000er-Marke zu knacken. Dies liegt zwar noch weit unter den Zahlen im fußballverrückten Deutschland, wäre aber in Frankreich eine mehr als beachtliche Entwicklung, zumal die Konkurrenz der anderen Ballsportarten sehr stark ist: die Französinnen wurden immerhin Weltmeister im Handball (2003) und drei Mal Vizeweltmeister sowie Silbermedaillen-Gewinnerinnen im Basketball in London 2012.

Realistisch ist das für den Frauenfußball gesetzte Ziel trotzdem. Die Nationalmannschaft – genannt „les Bleues“ mit einem weiblichen, aber unhörbaren „e“, während die Mädchen auf den netten Spitznamen „les bleuettes“ hören – erfüllt ihre Aufgabe als Lokomotive jedenfalls tadellos. In ihrer aktuellen Qualifikationsgruppe zur Europameisterschaft 2017 liegen sie mit sechs Siegen und 20:0 Toren schon mal auf Kurs.

Noch wichtiger für die Erfüllung des Plans ist natürlich, dass zum 100-jährigen Verbandsjubiläum 2019 die Weltmeisterschaft nach Frankreich geholt werden konnte. Wenn Ihnen die EURO 2016 Lust auf mehr gemacht hat, sind Sie also schon drei Jahre später zum nächsten Fußballfest willkommen.



Zumal auch die Frauenmannschaften der Vereine dauerhaft erfolgreich spielen. In Lyon hat Vereinspräsident Jean-Michel Aulas seit Jahren konsequent am Aufbau einer europäischen Top-Mannschaft gearbeitet. Auch dieses Jahr haben es die Frauen vom OL, bereits zweimal Champions-League-Siegerinnen, wieder ins Finale geschafft. Auch Paris Saint-Germain hat sich in der europäischen Spitze etabliert. Zum Halbfinale zwischen den beiden Teams kamen 22.000 Zuschauer – das ist eine Zahl, die vor wenigen Jahren noch unmöglich schien.

Bei dieser Dynamik ist nicht erstaunlich, dass der Frauenfußball in der Zwischenzeit auch (endlich) bei den Medien Interesse geweckt hat. Sowohl *L'Equipe* als auch *France Football* hatten die Damen mittlerweile des Öfteren auf der Titelseite, was lange Zeit undenkbar war. Und Eurosport hat sich einen Namen damit gemacht, regelmäßig Spiele zu übertragen.

Der französische Frauenfußball ist auf Kurs. In manchen Initiativen ist er den etablierten Ländern aus Nordeuropa sogar schon einen Schritt voraus, weil man erkannt hat, dass es um mehr geht als sportlichen Erfolg. Irgendwann stellt sich der dann auch noch ein – nur eine Frage der Zeit.

Corinne Diacre, bereits im zweiten Jahr Cheftrainerin bei den Männer-Profis in Clermont.



MARSEILLE/NIZZA





Voll ins Blaue!

Fußball an der Côte d'Azur.

Das Einzige, was die kochende Hafenstadt Marseille und die schillernde Touristen-City Nizza miteinander verbindet, ist dieses Blau, das diesem berühmten Küstenstrich seinen Namen gab. Da kann man die Küste noch so sehr zubetonieren und überbevölkern, das Blau bleibt. Egal, woher man kommt, wenn man von Notre-Dame in Marseille oder vom Schlosshügel in Nizza aufs Meer blickt, hat man unwillkürlich ein Gefühl der Unfairness: wieso haben die dieses Blau und wir nicht?

Natürlich ist in beiden Städten nicht alles blau, was glänzt. Aber die Côte d'Azur bleibt ein Sehnsuchtsort für die Nordlichter Europas. Entsprechend viele von ihnen trifft man dort an, zu jeder Jahreszeit.

Die Côte war allerdings nicht immer Ferien-Destination – in den Jahren des Nationalsozialismus suchte eine ganze Riege deutschsprachiger Intellektueller wie Heinrich und Thomas Mann oder auch Bertolt Brecht und Stefan Zweig dort Zuflucht vor Verfolgung, in großer Unsicherheit, wohin der Weg führen würde. Zu dieser Zeit wurde der Ort Sanary-sur-Mer bei Toulon „Hauptstadt der deutschen Literatur im Exil“ genannt.

Wie schön, dass wir heute einfach nur zum Fußball vorbeischauchen dürfen! Die Côte d'Azur zeigt sich fußballbegeistert, mit zwei tollen Stadien und insgesamt zehn Spielen von der Gruppenphase bis ins Halbfinale.

Für Marseille ist das selbstverständlich. Marseille braucht den Fußball wie die Luft zum Atmen. Die komplizierte Millionenstadt benötigt ein identitätsstiftendes, die krassen sozialen, religiösen und ethnischen Gegensätze übergreifendes Ventil, um mit sich selber klarzukommen. Der „OM“, das ist keine Kleinigkeit, und das Stade Vélodrome hat die Bezeichnung „heidnischer Tempel“, wie es unser Autor nennt, mehr als verdient.

Nizza braucht den Fußball nicht. Die Stadt hat ein anderes Sozialgefüge, hat die Kurven in die Moderne elegant genommen und steht wirtschaftlich stabil auf den Beinen seiner zahlungskräftigen internationalen Kundschaft. Aber der Fußball tut ihr gut. Er erinnert sie daran, dass sie nicht nur aus Jetset-Touristen besteht, sondern auch aus einer arbeitenden Bevölkerung.

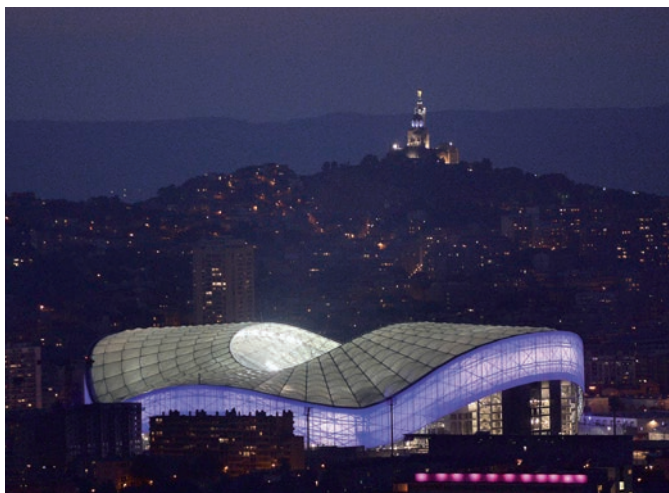
Einladend sind beide auf ihre Weise. Und genießen Sie das unfair verteilte Blau, solange Sie da sind!

Die Côte d'Azur, ein wahres Kontrastprogramm.



Marseille.

Frankreichs wahre Fußball-Hauptstadt.



Für jeden Fußballfan, der etwas auf sich hält, liegt die französische Hauptstadt nicht in Paris, sondern in Marseille. Ein Klischee. Und davon gibt es jede Menge hier. Ein anderes ist, dass die ganze Stadt nur für ihren „Olympique de Marseille“ lebt.

Wer sich allerdings 2016 ins legendäre Stade Vélodrome verirrt, konnte sicher sein, es tief enttäuscht wieder zu verlassen, sowohl vom Dargebotenen als auch von der Stimmung. Der wahre Fußball wurde dieses Jahr nicht in der großen Schüssel am Boulevard Michelet gespielt, sondern auf einem Vorstadt-Sportplatz mit einer Tribüne mit 2.000 Plätzen: zum ersten Mal

in seiner Geschichte hat der sogenannte „Groupe Sportif Consolat“ aus einem der berühmten Viertel im Norden der Stadt die große Chance, in die zweite Liga aufzusteigen. Das ist das Beste, was der Nordstadt in diesem Jahr passiert ist, denn in die Nachrichten schafft er es sonst nur, wenn wieder mal eine Abrechnung zwischen zwei Dealer-Banden mit der Kalaschnikowausgetragen wurde.

Uralte Stadt der Vielfalt

Vom Staat wird die Nordstadt im Stich gelassen. Dabei ist dort einer der berühmtesten Franzosen aufgewachsen, Zinédine Zidane, der Marseille wie kein Zweiter verkörpert,



diese Musterstadt der Immigration, der Vielfalt und der Vermischung. Was hat sich hier nicht alles an ethnischen Gruppen zusammengefunden ... Die Stadt wurde ja schon von Ausländern gegründet, und zwar vor 2.500 Jahren durch den altgriechischen Stamm der Phokäer, weshalb man Marseille oft als „la cité phocéenne“ (ausgesprochen „foseän“) bezeichnet. Die Kolonie stellt sich rasch als strategisch fürs ganze Mittelmehr heraus, und der „Massalia“ genannte Hafen wird zu einem prosperierenden Handelskontor der Antike. Im frühen Mittelalter folgt der Niedergang. Pestepidemien, Unruhen, Aufstände sind nun an der Tagesordnung.

Während der Renaissance steigt Marseille wieder empor, aber da hat es seinen Ruf als „unkontrollierbar“ schon weg. Im 17. Jahrhundert baut Ludwig XIV. Festungsbauten um den Hafen herum, nicht so sehr zum Schutz der Marseiller, sondern eher zum Zwecke ihrer besseren Überwachung!

1720 dezimiert der letzte große Ausbruch der Pest die Stadt um ein Drittel ihrer 90.000 Einwohner. Diese Katastrophe stellt sich im Nachhinein als Neuanfang heraus und läutet wichtige Transformationen des Stadtzentrums ein. La Canebière, heute Hauptschlagader der Stadt, damals eher ein weiter Platz, wird bis zum Vieux-Port verlängert (damit dürfte Marseille auch die einzige europäische Großstadt sein, deren

Hauptstraße nach der Cannabis-Pflanze benannt ist ...). Nach der Revolution nimmt Marseille am Aufstieg des Kaiserreichs unter Napoleon teil. Nach einem wahren Modernisierungsschub erreicht die Stadt am Ende des 19. Jahrhunderts ihren Zenit: zahlreiche Seifenfabriken, Ölmühlen oder Zucker-Raffinerien künden von ihrem industriellen Aufstieg. Der Hafen erreicht neue Rekordzahlen im Handelsvolumen, aber auch im Passagieraufkommen.



Der Autor

Sébastien Louis

Jahrgang 1977, ist einer der besten Kenner der europäischen Ultra-Szenen. Über die italienischen Vorreiter dieser Bewegung hat er 2008 in Perpignan promoviert. Er lehrt Geschichte und Soziologie an der Europäischen Schule in Luxemburg, ist mit den Gedanken aber meistens auf den Tribünen seines geliebten Stade Vélodrome. Sagen Sie's seinen Schülern nicht!

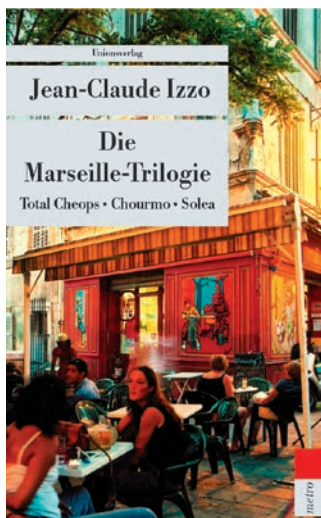


Die Wirtschaftskrise als Dauerzustand

Anfangs des 20. Jahrhunderts zählt Marseille eine halbe Million und wächst weiter, nicht zuletzt durch die Ankunft massiver Migrantenströme aus Italien, später aus Asien und Nordafrika. Das Ende des französischen Kolonialreichs, zusammen mit der Schließung des Suezkanals 1956, trifft die Stadt hart. Von diesem Schock hat sie sich seither eigentlich nicht mehr erholt; die wirtschaftliche Krise ist zu einer Art Dauerzustand geworden.

Kaum einer hat dieses Lebensgefühl besser illustriert als der Regisseur Robert Guédiguian, dessen Familienname auf die armenischen Wurzeln seiner Vorfahren hinweist und dessen Filme allesamt in L'Estaque angesiedelt sind, einem Arbeiterviertel in der Nordstadt. Sie zeigen anhand dieses Mikrokosmos beispielhaft auf, wie das gemeine Volk von Marseille von der Krise gebeutelt wird, sei es durch das Verschwinden der Arbeitsplätze in der Industrie, die schleichende Verarmung oder den Aufstieg der Rechtsextremen aus dem Front National.

Dieselben Missstände werden auch von Jean-Claude Izzo (1945–2000) in seiner berühmten Krimi-Trilogie in Szene gesetzt. Unter den müden Augen des Protagonisten Fabio Montale entfalten sich die sozialen Probleme der Stadt, ihre Schwierigkeiten, sich den neuen Gegebenheiten anzupassen, sowie die Unfähigkeit der Regierenden,



über großangelegte Immobilienprojekte wie das „Euroméditerranée“ in den alten Docks hinauszudenken. Die drei Romane – *Total Khéops*, *Chourmo* und *Soléa* – sind alle auf Deutsch erhältlich und stellen eine ebenso aufschlussreiche wie unterhaltsame Vorbereitung eines Marseille-Besuchs dar.

Heute erfindet sich die Stadt neu. Die Auszeichnung als europäische Kulturhauptstadt 2013 hat eine Reihe positiver Veränderungen angestoßen, sowohl kultureller als städtebaulicher Art.

Auf Entdeckungsreise

Ein Star der lokalen Musikszene, die „rappeuse“ Keny Arkana, beklagt in dem Clip „Marseille, Hauptstadt der Umbrüche“ sogar eine einsetzende



Gentrifizierung der Stadt, unter der sich die Bevölkerungsstruktur Marseilles grundlegend verändert. Vom unterschiedlichen Stand dieser Entwicklung in den insgesamt 111 Stadtvierteln kann sich der Besucher selber ein Bild machen.

Die erste Etappe ist in der Regel der Bahnhof Saint-Charles. Blick auf die Stadt von der Terrasse über seiner monumentalen Steintreppe. In wenigen Minuten ist man unten auf der Canebière und lässt sich automatisch zum Vieux-Port treiben. Dort kommt man dann um einen Pastis auf einer der zahlreichen Café-Terrassen eigentlich kaum herum – das gehört einfach zum Lebensgefühl der französischen Mittelmeer-Metropole.



In den Gassen des „Panier“.

Nach diesem obligatorischen Apéritif lässt sich die Entdeckungsreise in Richtung Rathaus in das „Le Panier“ („Der Korb“) genannte Viertel fortsetzen, das Kinofreunde vielleicht noch von den Oscar-gekrönten Filmen über die *French Connection* (1971 und 1975) in Erinnerung haben. Im Panier haben sich über Jahrzehnte hinweg die Migrantenströme niedergelassen. Entsprechend hatte das Viertel einen anrühenden Ruf, ist mittlerweile aber eher zu einer Gegend mit hohem touristischem Potential geworden. Das liegt insbesondere an seinem atmosphärischen Charme mit seinen verwinkelten Gassen, steilen Treppen und engen Passagen.

Aus dem Panier geht's in die alten Docks und das Viertel Joliette. Wer möchte, kann die neobyzantinische Cathédrale de la Major besuchen. Der Höhepunkt ist allerdings das großartige Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée – abgekürzt „le MuCEM“. Der 2013 eröffnete Bau ist ein Geniestreich. Er hat das Viertel im Nu aufgewertet und sich in kürzester Zeit als echte Attraktion entpuppt, ob man sich nun von seinen Ausstellungen und seinem reichhaltigen Kulturprogramm verführen lässt oder einfach drumherum spazieren geht. Seine „Galerie de la Méditerranée“ führt die jahrtausendealte Rolle des Mittelmeers als Ort der Begegnung der Zivilisationen vor



Augen. Die schattige Terrasse auf dem Museumsdach mit ihrem Ausblick ist einmalig (und das Restaurant da oben ist auch nicht schlecht!).

Warum eigentlich nicht eines der blauen Fahrräder („vélos bleus“) ausleihen, um die Stadterkundung fortzusetzen? Marseille hat zwar nicht dasselbe Relief wie Leipzig oder Münster, aber vom MuCEM aus um den Vieux-Port herum in Richtung Corniche ist das Rad ein ideales Fortbewegungsmittel. Zu besichtigen gibt's den Palais du Pharo und seine Gärten sowie die „Plage des Catalans“, von wo sich die sogenannte Corniche du Président John F. Kennedy am unverschämt blauen Meer entlang erstreckt, mit Blick auf die Insel des Château d'If, wo der Graf von Monte Cristo im Kerker seine Rache vorbereitete. Während der EM im Juni und Juli lädt die Corniche an mehreren Ecken zum Baden ein. Pflicht-

programm ist die pittoreske Bucht des Vallon des Auffes mit einem der bekanntesten Bouillabaisse-Restaurants. Gut, nach dem Verschlingen dieser traditionellen Fischsuppe fällt es etwas schwerer, sich aufs Rad zu schwingen, aber der städtische Bus Nr. 83 nimmt Sie gerne zum eigentlichen Reiseziel mit: seine Endstation ist am Rond-Point du Prado, und da erhebt es sich auch schon, das Stade Vélodrome!

Der OM und sein Vélodrome

Egal, wie schlecht der OM auch spielt, das Vélodrome bleibt der heidnische Tempel der Stadt, ein Schmelztiegel, in dem sich all die verschiedenen Gemeinschaften in Weiß-Hellblau vermengen. Der einzige Ort der Stadt, in der die zum Himmel schreienden Klassenunterschiede zwischen den armseligen Vorstädten im Norden und der opulenten Südstadt keine Rolle spielen.



Gebaut für die Kulturhauptstadt Europas 2013: das außergewöhnliche MuCEM.



Trotz – oder vielleicht gerade wegen – der Machtübernahme durch den verhassten Hauptstadtverein bleibt der OM einer der populärsten Clubs in Frankreich. Wenn nicht der mit Abstand populärste, mit zahllosen übers ganze Land verteilten Fanclubs. Der Einzige, der es geschafft hat, die vermaledeite Champions League zu gewinnen: am 26. Mai 1993, im Münchner Olympiastadion, mit einem 1:0 gegen den AC Mailand durch ein Kopfballdtor von Basile Boli. Den OM-Fans zaubert der Name „Munich“ – ganz im Gegensatz zu den Rivalen aus Bordeaux und aus Saint-Étienne, die beide ein Europapokal-Finale gegen die Bayern verloren – immer ein Lächeln ins Gesicht.

Marseille wäre aber nicht Marseille, wenn es sich nicht über die genaue Zahl der errungenen Meisterschaften streiten würde. Sind es nun neun, wie die offizielle Verbandsgeschichte belegt, oder gar zwölf, wie es einige Fans hartnäckig behaupten? Die strittigen Jahre sind 1929, 1941 und 1993. Gezählt wird eigentlich erst ab der Einführung des Professionalismus 1932/1933, aber in Marseille besteht man darauf, auch den Vorgänger-Wettbewerb 1929 gewonnen zu haben. Die Jahre 1939-45 werden nicht mitgezählt, aber in Marseille rechnet man stur die Pseudo-Meisterschaft der „Zone Libre“ 1941 dazu. Und für das Jahr 1993 wurde überhaupt kein Meistertitel vergeben, weil dem OM ein Bestechungsskandal nachgewiesen



Endlich! Rudi Völler und Basile Boli 1993.

werden konnte. Aber in Marseille zuckt man die Schultern: das gekaufte Spiel in Valenciennes hätte sowieso keinen Unterschied ausgemacht und der OM war auch 1993 unbestritten die Nr. 1. Der Autor dieser Zeilen, dem OM hoffnungslos verfallen, verzichtet auf 1941, aber nicht auf die beiden anderen, und legt sich auf elf Titel fest. Weitere Diskussionen sind zwecklos.

Sei's drum, selbst mit nur neun Meistertiteln und zehn (unumstrittenen) Pokalsiegen (Stand: vor dem Finale 2016) steht der OM stolz da. Wäre da nicht die sprichwörtliche Unbeständigkeit und die ständige Unruhe, die den Club umgibt. Blättern wir mal die Vereinschronik auf:

Gegründet wurde der Olympique de Marseille 1899 von René Dufaure de Montmirail (1876-1917), einem Versicherungsmakler. Der Verein nimmt für sich die Farben der



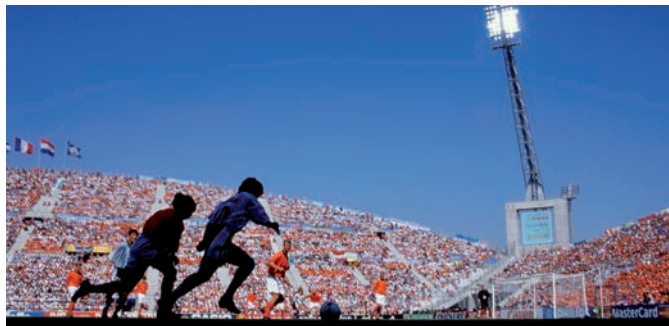
Stadt – hellblau und weiß – in Anspruch und gibt sich das in ganz Frankreich bekannte Motto „Droit au but“, das wahlweise mit „Ohne Umwege zum Ziel“ oder „Direkt ins Tor“ übersetzt werden kann und auf keinem Trikot fehlt.

Der OM wird schnell zur dominierenden Kraft im Süden. Schon bei seiner ersten Teilnahme an einem offiziellen Wettbewerb wird er 1903 südfranzösischer Meister („Champion du Midi“). 1919 schafft er es zum ersten Mal ins nationale Finale, wo er allerdings unterliegt. Gleichzeitig hält er sich aber in der Coupe de France schadlos. Er sichert sich den Pokal 1924, 1926 und 1927. Von insgesamt 99 Endspielen hat der OM neunzehn erreicht – ein starker Schnitt!

Der Übergang zum Professionalismus geht reibungslos vonstatten (wahrscheinlich, weil schon vorher nicht ganz umsonst gespielt wurde ...). Im Jahr des zweiten Titels 1937 kann der OM am 13. Juni das Stade

Vélodrome anlässlich eines großen Sportfestes einweihen. Das Stadion ist polyvalent: Es empfängt regelmäßig Radrennen – worauf schließlich schon sein Name hinweist –, aber auch Rugby und Feldhandball, American Football und Baseball und sogar Motorrad- und Autorennen. Und weil wir in der Provence sind, darf natürlich auch das Boule-Spiel („la pétanque“) nicht fehlen! Dennoch bleibt der Fußball König. 1938 finden sogar zwei Spiele der dritten Weltmeisterschaft statt, darunter das Halbfinale Italien-Brasilien.

Mehrere einschneidende Modernisierungen verändern das Stadion. Zunächst verschwindet 1971 die Laufbahn, 1985 wird dann die Radrennbahn durch neue Tribünen ersetzt. Und vor der WM 1998 werden drei Tribünen kurzerhand abgerissen und komplett neu gebaut. Eine verpatzte Renovierung, mit der niemand so recht zufrieden ist. Die Vergabe der EURO 2016 an Frankreich ist eine Gelegenheit, das wieder



WM-Viertelfinale im alten Vélodrome: Argentinien-Niederlande 1998.



auszubügeln. Heute ist das Nouveau Stade Vélodrome mit einem beeindruckenden Dach versehen, das an die alten Radrennbahn-Kurven erinnert. Das Fassungsvermögen ist auf 67.500 gestiegen. Dass es beim Neubau eine massive Kostenexplosion gab, hat in Marseille sicherlich niemand überrascht... Mit potentiellen Namensgebern aus der Wirtschaft dürfte die Stadt allerdings kaum Erfolg haben, denn man kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass sich in Marseille eine andere Bezeichnung als Vélodrome auch nur ansatzweise durchsetzen ließe.

Titel, Stars, Skandale

1948 holt der OM seinen letzten Meistertitel vor einer Durststrecke von 21 Jahren. Vier Jahre später schrammt der Club sogar knapp am Abstieg vorbei, wird allerdings von seinem schwedischen Goalgetter Gunnar Andersson gerettet. In 220 Spielen für den OM schießt Andersson 169 Tore, muss aber den Club 1958 verlassen, weil sich seine Neigung zum Pastis-Genuss als leistungsmindernd herausstellt. Verarmt und verlassen stirbt er mit 41 Jahren an einem Herzinfarkt mitten auf der Straße, gleich um die Ecke vom Vélodrome.

1959 ist kein Andersson da, um den ersten Gang in die Zweitklassigkeit abzuwenden. Wenig glanzvolle Jahre folgen, die erst 1965 mit der Ankunft des Industriellen Marcel Leclerc ein Ende finden. Unter seiner

Führung schwingt sich der OM wieder auf, bis hin zum Meistertitel 1971 und dem Double 1972. Immer noch legendär: das Sturmduo dieser Jahre, bestehend aus dem schwedischen Dribbelkönig Roger Magnusson (der ein paar Jahre zuvor eine Saison in Köln absolviert hatte) und dem „dalmatischen Adler“ Josip Skoblar, an den man sich in Hannover noch erinnern wird. Während er bei 96 in drei Spielzeiten auf 37 Bundesligatore kam, erzielte er beim OM allein in der Saison 1970/1971 unglaubliche 44 Tore – ein Rekord für die Ewigkeit.

1972 ist Leclerc gezwungen, wegen Veruntreuungs-Vorwürfen zurückzutreten, und 1980 verschwindet der Club wieder mal für vier Jahre in der zweiten Liga. Aus seiner andauernden Krise wird er von einem anderen schillernden Geschäftsmann herausgeholt: Bernard Tapie. Mit ihm setzt der OM auf große Namen und sichert sich die Dienste von Jean-Pierre Papin, Basile Boli sowie den späteren Weltmeistern Didier Deschamps und Marcel Desailly. Aus dem Ausland kommen Stars wie der brasilianische Abwehr-Recke Carlos Mozer oder der englische Dribbler Chris Waddle und natürlich die deutschen Asse Karlheinz Förster (1986-90), Klaus Allofs (1987-89), Rudi Völler (1992-94) und Andreas Köpke (1996-98). Der Europameister im Tor der Olympier wurde übrigens von den Fans zum besten deutschen Spieler der Vereinsgeschichte gewählt:



Am 7. Dezember 1997, beim Heimspiel gegen Montpellier, drückten die Ultras ihre Verehrung sogar auf einem riesigen schwarz-rot-goldenen Hintergrund aus: „Andy, tu es le plus grand!“

Während der Erfolg nun dauerhaft bleibt – fünf Mal in Folge beendet der OM die Liga als Erster zwischen 1989 und 1993 –, geben sich die Trainer die Klinke in die Hand. Darunter auch Franz Beckenbauer, frischgebackener Weltmeister-Teamchef, der 1990 für genau 103 Tage im Amt bleibt. Grund für das rasche Scheitern sind nicht etwa Sprachprobleme, sondern die ständigen Einmischungen des Präsidenten in alle Details. Der Nachfolger des Kaisers, der Brüsseler Raymond Goethals, beweist größeres Stehvermögen und holt im Mai 1993 endlich den so lange ersehnten Europapokal.

Leider währt die Freude nur kurz aufgrund des bereits oben angesprochenen Bestechungsskandals. Der OM wird in die zweite Liga strafversetzt, Tapie bekommt eine Gefängnisstrafe aufgebürdet (nicht seine letzte) und muss den Club verlassen. 1997 kauft ihn der Schweizer Geschäftsmann Robert Louis-Dreyfus auf. Den nächsten und vorerst letzten Titel gibt es allerdings erst unter der sportlichen Führung Didier Deschamps 2010, ein Jahr nachdem der Präsident an Leukämie verstorben war. Seine Witwe hat jetzt im Frühjahr 2016, nach turbulenten Jahren, das Handtuch geworfen und den OM zum Verkauf ausgeschrieben. Bestimmt wird sich ein Scheich aus dem Nahen Osten finden, der den Kataris aus Paris Konkurrenz machen will.



Ein Dankeschön an die deutschen Gastarbeiter!



Bereit fürs Trommelfeuer.

Von den Ultras zur Gütigen Mutter Gottes

Das Vélodrome ist zu Recht berühmt für seine Fans. Es ist kein Zufall, dass die französische Ultra-Bewegung von hier ihren Ausgang nahm: inspiriert von ihren italienischen Vorbildern, gründeten eine Handvoll OM-Fans am 31. August 1984 das „Commando ultrà“. Ab 1987 werden sie von den „South Winners“ unterstützt, ein Jahr später stoßen die „Fanatics“ und die „Yankees“ dazu. Diese Fangruppen sind der 12. Mann für das Team. Auch wenn die Stimmung in den letzten Jahren ein bisschen nachgelassen hat, genügt ein Klasse-Match wie das letzte Heimspiel gegen Lyon im September 2015, um das Stadion explodieren zu lassen und zu zeigen, wie ein Publikum auf das Spiel einwirken kann.

Stimmung gibt es auch außerhalb des Stadions, auf dem Boulevard Michelet, denn die Tradition gebietet, dass die Fans sich zum Apéritif auf den Brasserie-Terrassen oder einfach auf den Bänken treffen. Sucht man sie während der Woche, dann findet man sie eher in den englischen Pubs wie am Cours Estienne d'Orvès gleich beim Stadion oder in den Bars des Viertels La Plaine.

Wer von den Niederungen des Fußballs genug hat und die Perspektive wechseln will, der sollte unbedingt der Anfang der 50er Jahre erbauten Cité Radieuse des Architekten Le Corbusier aufs Dach steigen. Nur ein paar hundert Meter vom Stadioneingang am Boulevard Michelet gelegen, bietet dieses modernistische Beton-Experiment ein grandioses Panorama. Natürlich hat man von dort auch, wie von jedem anderen Punkt der Stadt aus, einen Blick auf das Wahrzeichen von Marseille, die auf einem 154 Meter hohen Kalkfelsen errichtete Wallfahrtskirche Notre-Dame de la Garde. Sollte die deutsche Mannschaft sich je im Viertel- oder Halbfinale nach Marseille begeben, dann steigen Sie am besten auf den Berg hinauf und zünden der Madonna, die alle hier nur „Bonne Mère“ nennen, eine Kerze an. Und ganz egal, wie das Spiel ausgeht, für den Blick von Notre-Dame über die Stadt und auf das Blau des Meeres hinaus hat sich die Mühe schon gelohnt.



Nizza.

Fußball an und in der Riviera.



Das nagelneue Stadion in Nizza wird drei Gruppenspiele der EM empfangen: Polen-Nordirland aus der deutschen Gruppe, Spanien-Türkei sowie Schweden-Belgien. Am 27. Juni gibt es noch ein Achtelfinale obendrauf. Gelegenheit, die Stadt, ihre Region und ihr Stadion kennenzulernen.

Tourismus, Vergnügen und Sport an der Côte d'Azur

Auf den ersten Blick ist der Fußball nicht gerade identitätsstiftend für die Stadt Nizza. Als Hauptstadt der Côte d'Azur wird die Stadt eher mit Tourismus, Casinos, Dolce Vita und Badevergnügen verbunden. Das

Bild, das man gemeinhin im Kopf hat, ist das des internationalen Jetsets, der sich in den Grands Hôtels niederlässt oder gar das ganze Jahr in prachtvollen Villen auf dem Küstenstreifen zwischen Cannes und Menton residiert. In der Tat macht die Attraktivität der Côte aus der Region einen sehr kosmopolitischen Ort. Es genügt, sich die ständig wachsende Bedeutung des ultramodernen, auf Polder vor die berühmte Promenade des Anglais gesetzten Flughafens Nice Côte d'Azur vor Augen zu halten. Wenn man im Flugzeug einen Platz am Fenster ergattert, ist der Blick auf die Bucht und die Stadt umwerfend.



Dieser Kosmopolitismus ist in der Geschichte des Territoriums verankert. Erst 1860 wird die Grafschaft Nizza Teil von Frankreich, und zwar im Rahmen der Kriege, die im Jahr darauf zur Schaffung eines vereinigten Italien führen. Davor gehörte es dem Königreich Piemont-Sardinien, was viele Beobachter heute noch dazu bringt, Nizza einen „italienischen“ Charakter zuzuschreiben. Und damit liegen sie gar nicht so falsch: manche, wie die Deutschen, nennen die Stadt immer noch bei ihrem italienischen Namen, und die italienische Kultur spiegelt sich im Kulturerbe wider, in den Gebäuden, den Kirchen, den hübschen Dörfern des Hinterlands wie Carros, Peillon, La Bollène-Vésubie, Sainte-Agnès ou la Brigue im Tal der Roya.

Der Aufstieg Nizzas zu einer der renommiertesten Hauptstädte des mondänen Tourismus fand vor allem zwischen 1880 und 1914 statt, was die Stadt heute noch gewissermaßen in der „Belle Époque“ verhaftet. Die prächtigsten Villen werden in diesen Jahren erbaut und auch die schönsten Hotels, wie das Negresco (nach dem Namen eines reichen Rumänen), das Regina (so benannt zu Ehren der englischen Königin Victoria) oder das Westminster. Die wohlhabenden Touristen, unter denen sich auch einige reiche deutsche Aristokraten oder Geschäftsleute befanden, bevorzugten die Wintersaison (Oktober bis März), denn die Sommer galten als unerträglich heiß. Heute

drängeln sich Reiche und weniger Reiche in der Stadt und am ganzen Küstenstreifen entlang: westlich von Nizza in Cagnes-sur-Mer, Antibes-Juan-les-Pins und Cannes; östlich der Stadt – an der eigentlichen „Riviera“ – in Villefranche-sur-Mer, Beaulieu, dem Fürstentum Monaco und Menton.

Nizza, das ist zuallererst die Promenade des Anglais an der unvergleichlich geschwungenen „Bucht der Engel“ („la Baie des Anges“) entlang. Das leuchtende Blau des Meeres, der ewig sonnige Himmel, ein von den Göttern gesegneter Ort. Was zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch ein harmloser Pfad war, der



Der Autor

Yvan Gastaut

Jahrgang 1965, ist Geschichtsprofessor an der Universität Nizza und ein renommierter Migrationsforscher mit vielbeachteten Publikationen zum Thema Fußball. Aufgewachsen zwischen Nizza und Monaco, hatte er immer die Qual der Wahl zwischen den beiden Clubs, und ihr jährliches Aufeinandertreffen stellt ihn vor echte Gewissenskonflikte.



Die Tour de France zischt über die Promenade des Anglais.

das englische Viertel mit der Altstadt verband, ist zu einem kulturellen Wahrzeichen geworden, das die Stadt gerne von der UNESCO als Welterbe anerkannt sehen würde. Und die „Prom“ ist auch ein ganzjährig benutzter „Sportplatz“: Segel- und Ruderregatten, Marathon- und Triathlonwettkämpfe („Ironman“), Radrennen (das berühmte „Paris-Nice“) und natürlich la Pétanque, das Boule-Spiel. Und nehmen Sie Ihre Laufschuhe mit: frühmorgens oder am Abend ist die Promenade ein wunderbarer Jogging-Parcours – das abkühlende Bad im Mittelmeer am Kieselstrand wird gleich kostenlos mitgeliefert.

Die Bedeutung der englischen Touristen für den Aufstieg der Stadt, der sich im Namen der Promenade widerspiegelt, soll uns aber nicht dazu führen, ihren Namen „Nice“ wie das englische Wort für „nett“ auszusprechen! Wir bleiben schön

bei „Nis“, mit einem scharfen „s“, d'accord ?

Was in Nizza immer wieder verblüfft, ist die unmittelbare Nähe der Berge und des Meeres. Daher auch der Name des Départements: „Alpes-Maritimes“. In das wunderschöne Mercantour-Massiv braucht man kaum eine Stunde mit dem Auto. Mit den Olympischen Winterspielen 2018 hat es allerdings leider nicht geklappt, das IOK zog schließlich das südkoreanische Pyeongchang vor.



Der Charme der Belle Époque.



Die Allianz Riviera, ein echtes Schmuckstück

Das alles hört sich so gar nicht nach Fußball an! Aber keine Bange: beim näheren Hinschauen und beim Verlassen der touristischen „Postkarten-Ecken“ wird man feststellen, dass der Fußball als sportliche Praxis durchaus fest in Nizza verwurzelt ist und mit Begeisterung gespielt und verfolgt wird. Der Fußball hat hier Tradition, und jetzt hat er mit dem Bau eines neuen Stadions zusätzlichen Antrieb bekommen. Es hört auf den schönen Namen „Allianz Riviera“ – der Anklang an seinen älteren Bruder in München ist kaum zu verkennen!

Gebaut wurde es in das Saint-Isidore-Viertel, das sich in einem Stadtrandgebiet entlang des Flusses Var befindet. Der Bürgermeister Christian Estrosi, ein ehemaliger Motorrad-Champion, hat den Bau seit seiner Wahl 2008 zur Chefsache gemacht, nach mehreren Jahrzehnten unvollendeter Projekte. Das Konsortium, bestehend aus dem Architekten Jean-Michel Wilmotte, dem Vinci-Konzern, verschiedenen nationalen Banken und der Europäischen Investment-Bank, begann im August 2011 mit den Arbeiten, die Euro fest im Blick.

Schon am 22. September 2013 konnte die Eröffnung stattfinden. Und die Niçois, die zuvor die überhöhten Baukosten und ihre Konsequenzen auf den Haushalt der Stadt kritisiert hatten, rieben sich die

Augen: sie entdeckten ein Gebäude mit erstaunlichem ökologischem Mehrwert. Mit einer Holzstruktur zur Senkung der CO₂-Emissionen und maximaler Ausnutzung der Photovoltaik auf dem Dach produziert die Allianz Riviera drei Mal mehr Energie, als sie verbraucht. 36.000 Plätze, das ist genau die richtige Größe für die Niçois – auf drei Ebenen verteilt ist die Sicht von allen Plätzen wirklich optimal.

In einer Umfrage bei den Fans wurden die Namen für die vier Tribünen ermittelt. Zwei wurden nach historischen Helden der Stadt benannt: „Garibaldi“, nach dem in Nizza geborenen italienischen Freiheitskämpfer Garibaldi (1807-1882), und „Séguirane“, nach der lokalen Berühmtheit Catherine Séguirane, die im 16. Jahrhundert großen Anteil daran hatte, die Belagerung durch ottomanische Truppen zurückzudrängen (unter anderem durch eine mit der feindlichen Fahne ausgeführte Geste, die 1988 von Ronald Koeman mit dem Trikot von Olaf Thon wieder aufgegriffen wurde ...).

Die zwei anderen Tribünen sind eine Hommage an das mythische alte Stadion, das „Stade du Ray“: sie heißen schlicht „Ray“ und „Populaire Sud“.

Das alte Stade du Ray, ein Kulturerbe

Ein bisschen nostalgisch ist man trotz der neuen Arena, denn das



Stade du Ray, das war schon was. Der Name des 1927 in die Nordstadt gebauten „Ray“ kommt aus dem „Nissart“ genannten Lokaldialekt und bedeutet „Bach“. Über die Jahre hatten die Fans das Ritual des gemeinsamen „Aufstiegs zum Ray“ entwickelt, wie eine Prozession. Total veraltet, mit nur 17.000 Plätzen, war es eigentlich immer voll und aggressiv aufgeladen, insbesondere in der Südtribüne. Rauchbomben, Knallkörper, gefährlich wackelnde Absperrgitter – das Spektakel im Ray konnte ganz schön einschüchternd sein.

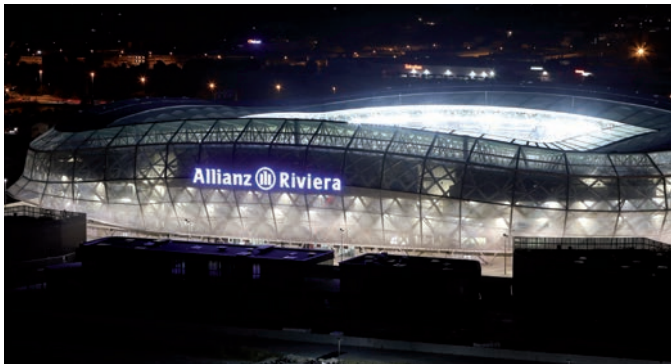
Das alte Stadion steht noch, denn noch weiß man nicht, was man damit anfangen soll. Am wahrscheinlichsten ist die Option Abriss für ein neues Immobilien-Projekt. Der Abschied war jedenfalls endgültig. Was natürlich nicht ohne große Emotionen vonstattengehen kann: Kurz vor der Einweihung der Allianz Riviera im September 2013

wurde das Herz des alten Rasens in die Mitte des Spielfeldes der neuen Arena verpflanzt, eine Zeremonie, die jede Menge Tränen fließen ließ!

Der OGC, ein Club mit großer Vergangenheit

In Nizza hängt man sehr an seinem Olympique Gymnaste Club, in den Tabellen als „OGC“ verkürzt, von den Einwohnern eher liebevoll „le Gym“ genannt („schim“, mit weichem „sch“). In den Medien wird auch oft der Ausdruck „les aiglons“ (die jungen Adler) verwendet, ein Spitzname, der sich auf das Wappentier der Stadt und des Clubs bezieht.

Der Clublegende nach nahm der 1904 gegründete OGC im Jahr 1910 an einem Turnier in Mailand teil, hatte die Trikots vergessen und wurde freundlicherweise von den Gastgebern, dem Milan AC, mit den eigenen Hemden ausgestattet. Nizza gewann das Turnier und beschloss,



Münchens kleine, aber feine Verwandtschaft in Nizza.



die rot-schwarzen Längsstreifen zu den eigenen Farben zu machen.

Seit der Gründung der französischen Profiligen 1932/1933 spielte der Gym oft oben mit. Seine ruhmreichste Zeit waren die 50er Jahre mit vier Meistertiteln (1951, 1952, 1956, 1959) und zwei Pokalsiegen (1952 und 1954). Damals waren die Teams aus Reims und aus Lille die Hauptrivalen. 1960 stieß man im Viertelfinale des Europacups auf das große Real Madrid von di Stefano und Puskás: nach einem formidablen 3:2 zu Hause wurde man dann im Bernabéu mit 4:0 überrollt. Dass der Tormaschine von Real in diesem Jahr wirklich nichts entgegenzusetzen war, durften ja dann auch die armen Frankfurter im Finale in Glasgow erfahren ...

In den 70er Jahren versucht man, an die großen Zeiten anzuknüpfen, zu einem neuen Meistertitel reicht es allerdings nicht mehr – dazu ist Saint-Étienne zu stark. 1973 und 1976 wird man immerhin Vizemeister.

Seit 2002 ist man wieder beständig in der Ersten Liga. Natürlich gibt es auch in der Geschichte des OGC Spiele, an die sich alle erinnern. So wie das Match in Monaco, am 2. Oktober 2004, als man nach 60 Minuten 3:0 hinten liegt und das Ding noch dreht und mit 4:3 gewinnt. Aber die ganz großen Erfolge sind rar geworden. Mit einem durchschnittlichen Budget von 30 Millionen Euro heißt es meistens eher,



Das Emblem der „Aiglons“.

tapfer gegen den Abstieg zu kämpfen und das Beste aus den beschränkten Möglichkeiten zu machen.

Seit im Jahr 2011 der Geschäftsmann Jean-Pierre Rivère Präsident geworden ist, scheint es allerdings tatsächlich wieder aufwärtszugehen. Der Trainer Claude Puel – vordem eine Art Charly Körbel von Monaco, mit über 600 Spielen zwischen 1979 und 1996 – ist nun schon seit vier Jahren im Amt. Und die Beständigkeit zahlt sich aus: In der laufenden Saison reibt sich das Publikum verwundert die Augen über das spektakuläre Offensivspiel und den Tabellenplatz, der von Europa träumen lässt. Kein Wunder, dass auf der Place Massena, mitten in der Stadt, jetzt ein Fanshop aufgemacht hat – können Sie gar nicht verfehlen!

Über dem OGC darf man allerdings auch nicht die Vorstadtvereine von Nizza vergessen, die dem Gym oft ihre Talente liefern. In der Oststadt



befindet sich zum Beispiel der Cavigal, der in den Arbeitervierteln Pasteur oder Saint-Roch seine Anhänger hat.

Ballartisten und Local Heroes

Nicht jedem sind die Namen der Rot-Schwarzen geläufig, die in all den Jahrzehnten den Rasen des Ray betreten haben. Aber ins lokale Gedächtnis der Fans haben sie sich dennoch mit ihren Leistungen und Anekdoten eingegraben.

Vor und nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich ein spanischer Torjäger in Nizza unsterblich gemacht: Joaquín Valle Benítez kam von den Kanarischen Inseln und erzielte zwischen 1937 und 1948 wettbewerbsübergreifend 339 Tore in 407 Spielen – eine starke Quote!

In den 50er Jahren spielte sich der franco-argentinische Kapitän Pancho Gonzalès ins Herz der Niçois. Sein Tod im Jahr 2006 stürzte die Tribünen des Ray in tiefe Trauer. Ähnlich beliebt waren der Luxemburger Vic Nurenberg und vor allem der talentierte und lustige Brasilianer Yeso Amalfi, der dafür berühmt wurde, dass er die ganze Saison 1950/1951 mit einem Kamm in der Hosentasche spielte, um sich falls nötig um seine Frisur kümmern zu können. Bei Regenwetter ließ sein Einsatz zu wünschen übrig, es hätte ja sein Hemd schmutzig werden können. Umso mehr tat er sich dann nach dem Spiel in den Nachtclubs

der Côte d'Azur hervor ... Ein wahrer Ballartist und „latin lover“, über den viel gelacht wurde. Das Gegenstück war der vernünftige Junge von nebenan, der aus Villefranche-sur-Mer stammende Antoine Bonifaci, ein begabter und intelligenter Spieler.

In der jüngeren Vergangenheit waren Spieler wie der Luxemburger Robby Langers und der Senegalese Jules Bocandé bei den Fans beliebt oder die Argentinier Renato Civelli und Darío Cvitanich. Letzterer ging als der erste Torschütze in der Allianz Riviera in die Clubgeschichte ein. In der laufenden Saison sind alle Augen verblüfft auf Hatem Ben Arfa gerichtet, der erst im vergangenen Sommer aus England zurückkam. Dieser hochveranlagte Spieler galt viele Jahre als unerziehbares „enfant terrible“ und wurde nach fünfzehn Länderspielen zwischen 2007 und 2010 nie wieder in die Nationalelf berufen. Ausgerechnet in Nizza hat er nun im Alter von 29 Jahren seine Undiszipliniertheit abgelegt und spielt eine ganz große Saison. Ob er es wohl noch in den Kader von Didier Deschamps für die EM schafft?

Turbulent und treu: die Fans des OGC

Die Fans des OGC Nice sind zahlreich und aktiv. Vor allem im Club des supporters, der schon 1947 gegründet wurde, oder in den Fangruppen wie „Populaire Sud“ (seit 1985), die ursprünglich als „Brigade Sud de Nice“ fungiert. Im alten Ray



Auch bei den Ultras von Nizza geht es bunt her.

sorgte diese Ultra-Gruppe für derart heiße Stimmungen hinter dem Tor, dass sich einige Gästespieler und Stadionbesucher ernsthaft zu fürchten begannen. Verschiedentlich musste auch die Polizei eingreifen, um Ordnung zu schaffen. Im April 2010 wurde die Brigade vom Innenministerium aufgelöst.

Die Ultras aus Nizza unterhalten herzliche Feindschaften insbesondere mit den Fans aus Bastia, Marseille, Lyon und Saint-Étienne. Mit den Kollegen aus Lille verstehen sie sich dagegen sehr gut, auch dem Club Évian Thonon Gaillard sind sie in Freundschaft verbunden, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, dass die Region Savoyen sich gleichzeitig mit Nizza 1860 von Italien abtrennte und Frankreich beitrug. (Wegen des Savoyer Königshauses spielt ja auch die Squadra Azzurra heute noch in Blau). Die Banner und Transparente der Fans

sind recht originell, oft spielen sie mit der Identität, der Sprache und der Tradition ihrer Stadt.

Vor jedem Spiel klingt die Hymne *Nissa la Bella* im lokalen Dialekt durchs Stadion, und seit der Eröffnung der Allianz Riviera wurde ein neues Ritual hinzugefügt: Ein Adler überfliegt vor dem Anpfiff das Rund und lässt sich auf dem Arm seines Herren im Mittelkreis nieder. Das könnte sich die deutsche Nationalmannschaft ja eventuell auch noch abkupfern.

Vor und nach den Spielen

In und um Nizza gibt es eine Menge zu tun. Das fängt schon in der Allianz Riviera an, wo Sie auf keinen Fall das Musée National du Sport verpassen sollten, das hier nach einigen eher provisorischen Adressen in Paris eine dauerhafte Heimstätte gefunden hat und mit vielen historischen Schätzen aus der



Nizza und die Côte d'Azur: eine Hochburg der modernen Kunst.

Sportgeschichte aufwartet.

Wer nicht nur die Sporthistorie, sondern die Kunstgeschichte mag, ist in und um Nizza herum an der richtigen Adresse. Das unglaubliche Licht der Côte d'Azur hat die Maler in den beiden letzten Jahrhunderten magisch angezogen. Das Musée d'Art Moderne et d'Art Contemporain lohnt sich auf jeden Fall. Es ist ganz in der Nähe der eleganten Place Garibaldi gelegen, die mit ihren zahlreichen Cafés im Schatten ihrer Arkaden lockt.

Ein Erlebnis kann auch das Musée National Marc Chagall sein, ein Gebäude, in dem das biblisch inspirierte Werk Chagalls in seiner außergewöhnlichen Farbensprache unglaublich gut zur Geltung kommt. Es liegt in einem Wohnviertel an den Hängen der Stadt. Und noch ein Künstler der Moderne, dessen Formensprache ein bisschen gewöhnungsbedürftig ist: Fernand Léger,

dem im Vorort Biot, ganz in der Nähe des „Marineland“ von Antibes, ebenfalls ein tolles Museum gewidmet ist.

Wer sich den Kopf nicht zu sehr anstrengen will und sich einfach an der Schönheit des Landes erfreuen möchte, dem sei, wie eingangs schon nahegelegt, eine kleine Autofahrt durchs Hinterland empfohlen. Natürlich zuerst die berühmte „Corniche“ in Richtung Monaco, auf der Alfred Hitchcock im Jahr 1955 in „Über den



Im Cabrio auf der Corniche.



Dächern von Nizza“ Grace Kelly im Sportflitzer entlangrasen ließ, genau dort, wo sie 1982 bei einem Autounfall tragisch ums Leben kam.

Oder in Richtung Norden und Westen, in die pittoresken Dörfer, die man auf den Felsenhügeln im unmittelbaren Hinterland findet. Stellen Sie sich Ihre eigene Route im Internet zusammen: einfach „villages perchés“ eingeben, ein kleines Auto mieten, und dann lassen Sie sich von Saint-Jeannet über Tourettes-sur-Loup bis nach Goudron treiben und gönnen sich ein Eis vor der fantastischen Aussicht, die man von da oben hat.

Ansonsten ist das Badevergnügen quasi obligatorisch: ob man nun den Felsen der „Plage de la Réserve“ östlich des Hafens den Vorzug gibt oder den Sandstränden von Villefranche-sur-Mer, die mit einer Zugfahrt durch eine schöne Landschaft erreichbar sind. Wer's eilig hat, dem sei der Sprung ins Wasser gleich unterhalb der Promenade des Anglais nahegelegt.

Was die Küche betrifft, dürfen Sie das typische Lokalgericht, die Socca (die trotz ihres nach Fußball klingenden Namens ausnahmsweise nichts mit der EM zu tun hat), keinesfalls verpassen. Es handelt sich um einen knusprigen Pfannkuchen aus Kichererbsen-Mehl und Olivenöl, der mit den Fingern gegessen wird, gerne auch auf der Straße. Früher ein Arme-Leute-Essen, heute eine heiß geliebte Spezialität. Wenn Sie



Socca für unterwegs.

auf Pizza gar nicht verzichten können, empfehle ich La Pizza des Amoureux beim Hafen. Reservieren ist allerdings unumgänglich, das kleine Lokal ist ruck, zuck gefüllt. Ansonsten werden Sie überall in der engen Altstadt die unvermeidbare mediterrane Salade niçoise finden, genauso wie den örtlichen Zwiebelkuchen Pissaladière oder die Tourtes de Blettes, originelle Mangold-Pasteten, am besten mit Zucker bestreut. Eisliebhaber sollten auf jeden Fall bei Fenocchio an der Place Rossetti vorbeischauchen.

Was immer Ihre persönlichen Vorlieben sind, Ihr Besuch in Nizza wäre nicht komplett ohne einen Spaziergang auf die „colline du château“ hinauf. Bei schönem Wetter – d. h. eigentlich fast täglich – haben Sie von dort ein atemberaubendes Panorama vor Augen: die Bucht mit der Promenade des Anglais, die Berge hinter der Stadt, die Altstadtdächer zu Füßen. Egal, wie das Spiel ausgegangen ist, für diesen Blick hat sich die Reise schon gelohnt.



Frankreich, das etwas andere Fußball-Land



146 Zurück im Stade de France: die Blauen beim Singen der Marseillaise im März 2016.

Jeder Fußball-Verband der Welt erhofft sich von der Ausrichtung eines Events wie der Euro einen monumentalen Werbe-Effekt für seinen Sport. Dazu trägt in der Regel die Mega-Sommerfest-Stimmung bei, die beim Besuch der bunten Fans aus zahlreichen Ländern entsteht, sowie natürlich die deutlich verbesserte Stadion-Infrastruktur, die ein solches Ereignis dem Fußball im Land hinterlässt. Wenn dann auch noch die eigene Mannschaft einen ehrenwerten Parcours hinlegt und zum Sympathie-Träger wird, dann kann sich schon ein Schub für den nationalen Fußball ergeben, der sich in Mitgliederzahlen, Zuschauerdurchschnitt und erhöhtem Medieninteresse ausdrückt.

Deutschland 2006 ist das Idealbeispiel für einen solchen Effekt, auf den dieses Jahr auch der französische Fußball hofft. Doch obwohl Deutschland und Frankreich in vielerlei Hinsicht auch beim Fußball vergleichbar sind, werden auch nach der EURO 2016 eine Reihe grundlegender struktureller Unterschiede bestehen bleiben.



Vergleichbar und doch ganz anders

Die Anfänge des Fußballs ähneln sich in beiden Ländern sehr. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland wurde das neue Spiel im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts aus England eingeführt. Dabei waren die Franzosen sogar immer ein bisschen schneller: 1899 organisierten sie schon ihre erste landesweite Meisterschaft (Deutschland: 1903), 1904 das erste Länderspiel (Deutschland: 1908), und als sie im selben Jahr in Paris die FIFA auf den Weg brachten, schloss sich Deutschland erst nach dem Gründungsakt noch schnell per Telegramm an.

In beiden Ländern entwickelte sich dieser neue Sport in einem Kontext, der von den jeweiligen paramilitärischen Turner-Bewegungen schon mit nationalistischem Gedankengut aufgeheizt worden war. So nimmt es nicht Wunder, dass der Fußball im Vorfeld des Ersten Weltkriegs rasch von der politischen Propaganda instrumentalisiert wurde, deren Ausdrucksweise wiederum von einer chauvinistischen Presse begeistert aufgegriffen wurde.

Über ein Jahrhundert nach den Anfängen des Fußballs können Deutschland und Frankreich immer noch mit Fug und Recht behaupten, zu den Klassenbesten zu gehören. Beide sind Mitglieder im recht exklusiven Klub der Nationen, die mindestens einmal eine Weltmeisterschaft (zuzüglich mehrerer Europameisterschaften) errungen haben. Natürlich hat Deutschland, was die Zahl der Titel angeht, die Nase vorn, aber im Gegensatz zu Deutschland hat sich Frankreich immerhin zwei Mal den „Confederations Cup“ gesichert. Beide Länder waren auch zwei Mal WM-Gastgeber, Frankreich jetzt sogar schon zum dritten Mal Austragungsort der Finalrunde einer Europameisterschaft.



6,89 MIO (2016) MITGLIEDER



2,03 MIO (2013) MITGLIEDER





Die Ligue 1 hofft, dass ihr die Euro ermöglicht, zur boomenden Bundesliga aufzuschließen.

Schließlich ähneln sich auch die nationalen Verbandsstrukturen in beiden Ländern: sie bestehen jeweils aus einem ehrenamtlich getragenen Sportverband, dem die Auswahlmannschaften und der Amateurfußball unterstehen, und einer Profiligen, die in immer größerer Eigenständigkeit ihr Produkt vermarktet. Beide können sich, gerade im Hinblick auf die Austragung von Großereignissen, der Unterstützung des Staates gewiss sein.

Und doch hätte kein Fußballfreund Probleme damit, eine ganze Reihe signifikanter Unterschiede zwischen dem deutschen und dem französischen Fußball herzusagen. Allein schon rein zahlenmäßig fällt ein großer Unterschied ins Auge: Der DFB hat mehr als drei Mal so viele Mitglieder wie sein französisches Gegenüber, die FFF (bei den Frauen und Mädchen ist der Abstand sogar noch größer).

Spontan genannt würde aller Wahrscheinlichkeit nach auch der enorme Unterschied zwischen der großen Attraktivität der Bundesliga, die Jahr für Jahr doppelt so viele Zuschauer anzieht wie die französische Ligue 1. Übrigens nicht nur im Stadion, sondern auch vor dem Fernseher, denn in Frankreich ist die Liga überhaupt nur im Pay-TV zu sehen.

Einige der Probleme des französischen Fußballs sind hausgemacht: das dumme Beharren der Clubchefs auf einer Liga mit 20 Teams, wo 18 mehr als genug wären; die unnötige Überladung des Kalenders durch einen zusätzlichen Ligapokal, der die Fans kaum interessiert; die späte Ansetzung des Top-Spiels um 21 Uhr am Sonntagabend. Andere Schwierigkeiten hängen vom Fiskus ab: tatsächlich kostet ein Spieler einen französischen Club bei gleichem Nettogehalt unverhältnismäßig mehr Geld aufgrund der anfallenden Steuern und Sozialabgaben, die ungleich höher sind als im Rest Europas. Dies führt dazu, dass man in den europäischen Top-Ligen jede Menge französischer



Spieler findet, die französische Liga selber aber kaum von den besten Produkten ihrer Ausbildungszentren profitiert.

Die Verankerung des Fußballs in der nationalen Kultur

Der größte Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Fußball ist jedoch kultureller Art. Paul Dietschy, einer der renommiertesten Fußball-Historiker weltweit, der an der Universität in Besançon lehrt, fasst das französische Dilemma in wenigen Worten recht treffend zusammen:

„Der Fußball ist zwar auch bei uns klar der Sport Nummer 1, aber im Gegensatz zu Deutschland ist er nie wirklich zum ‚Nationalsport‘ geworden. Es gibt bei uns eben nicht diese alle Gesellschaftsgruppen übergreifende Fußball-Leidenschaft wie bei manchen unserer Nachbarn. Das mag am traditionellen Zentralismus unseres Landes liegen, am relativen schwachen Interesse unseres Kapitalismus für den Fußball, an der Geringschätzung für dieses Spiel von Seiten der Eliten und Intellektuellen oder an der starken Konkurrenz anderer Sportarten wie Radsport oder Rugby.“

Tatsächlich ist es aufschlussreich, der Frage des Ansehens des Fußballs bei den intellektuellen Eliten nachzugehen. Von den kulturellen Meinungsführern des Pariser Mikrokosmos, der in Frankreich den Ton angibt, wurde auf den Fußball jahrzehntelang nur verächtlich heruntergeblickt. Er galt als Proletarier-Sport, wurde als vulgäres Vergnügen abgestempelt, wenn nicht gar als „Opium des Volkes“ gebrandmarkt. Wer auf sich hielt, der interessierte sich für aristokratische Sportarten wie Fechten, Reiten, oder Rudern, eventuell noch fürs Rugby oder Boxen. Ein Intellektueller, der sein „Coming-out“ als Fußballfan riskierte, erntete gehobene Augenbrauen und herablassende Bemerkungen.



Fußball-Historiker Paul Dietschy von der Universität Besançon.



Wie eine gewonnene Weltmeisterschaft die Selbstwahrnehmung verändert. Zeichnung von Bernard Chenez in L'Equipe.

In Deutschland dagegen gelang es dem Fußball, gleichwohl er dort ebenfalls in erster Linie als Arbeitersport gesehen wurde, sich eher als Ort der Begegnung und Vermischung sozialer Klassen zu etablieren, sei es nun auf dem Platz, auf der Stadiontribüne oder im Feuilleton der Qualitätszeitungen.

Und es gab das Wunder von Bern. Ohne jetzt dem überraschenden WM-Titel der Herberger-Truppe 1954 eine überzogene Bedeutung für die Entwicklung der Bundesrepublik beimessen zu wollen, kommt man nicht umhin, festzustellen, dass der Nationalmannschaft in der Nachkriegsgeschichte, ähnlich der D-Mark, eine ganz besondere Rolle als nationales Symbol zufiel. In Frankreich, einer über Jahrhunderte gefestigten, selbstbewussten Nation, hatte der Sport nie diese Aufgabe. Zwar zeigte sich 1998, welches Identifikationspotential der Fußball auch bei den Franzosen besitzt, dennoch ist bezeichnend, dass die Redewendung „König Fußball“ im Französischen keine Entsprechung hat. Auch der nette Spruch von der „wichtigsten Nebensache der Welt“ hat sich hier nie durchgesetzt.



Dabei ist die Begeisterung der deutschen und französischen Fußballfans für dieses Spiel natürlich dieselbe, und auch in der tiefen Zuneigung, die sie für ihren Herzensverein empfinden, stehen die Fangruppen aus Marseille denen aus Schalke um nichts nach. Einen gravierenden Unterschied gibt es allerdings in der Kluft zwischen den Fußballfreunden einerseits und der Gesamtbevölkerung andererseits, die in Deutschland viel leichter und häufiger überbrückt wird. Einerseits durch die Bundesliga, deren Name seit ihrer Einführung nie verändert wurde und die in allen Gesellschaftsschichten ganz andere Assoziationen hervorruft als ihr französisches Gegenstück. Überspitzt ausgedrückt ist die Ligue 1 einfach ein sportlicher Wettbewerb, der nur für die Fans dieses Sports relevant ist, während die Bundesliga fast schon ein schützenswertes Kulturgut allgemeinen nationalen Interesses ist. Und andererseits durch die Nationalelf: dank ihrer geradezu unglaublichen Beständigkeit über die gesamte Existenz der Bundesrepublik hinweg hat die deutsche Mannschaft einen Stellenwert als verlässlicher Produzent großer Emotionen und berührender Erinnerungen erlangt. In Frankreich dagegen hat die sprichwörtliche Unberechenbarkeit der Nationalmannschaft, bei der sich Phasen großer Spielfreude, begeisternder Leistungen und bewundernswerter Ausnahmekonner (1958, 1982-86, 1998-2000, 2006) mit unerklärlichen Leistungsabstürzen und geradezu peinlich-beschämenden Anekdoten abwechseln (1962-74, 1990-94, 2002, 2010), nicht dazu beigetragen, bei den Fußball-Skeptikern einen dauerhaften Enthusiasmus hervorzurufen.

Urbane Entwicklungen

Ein weiteres Handicap für den französischen Fußball war die in allen Wirtschafts- und Gesellschaftsbereichen extrem ausgeprägte Dominanz der Pariser Region, insbesondere im Vergleich zu dem stark dezentralisierten Verstädterungsprozess, den man in Deutschland beobachten konnte. Ein Fünftel der Franzosen lebt im Großraum Paris, der Rest verteilt sich auf eine Fläche, die deutlich größer ist als die der Bundesrepublik. Diese Gegebenheiten haben zur Folge, dass in Frankreich einfach weniger bedeutende, bevölkerungsreiche urbane Ballungszentren entstanden, in denen sich dauerhafte Loyalitäten zu Traditionsclubs entwickeln konnten.

Der Unterschied zwischen französischem Zentralismus und deutschem Föderalismus spiegelt sich auch in der simplen Tatsache, dass die deutsche Nationalmannschaft in ihrer langen Geschichte grade mal 45 ihrer 397 Heimspiele in Berlin austrug, während zehn weitere Städte 15 oder mehr Länderspiele empfangen konnten. In Frankreich gibt es



keine einzige Stadt in der Provinz, der diese Ehre zuteilwurde (Marseille kommt auf 13 Spiele, Lyon und Lens auf je 8). Mehr als drei Viertel (!) aller Heimspiele (311 von 402) fanden in Paris oder einem Vorort wie Saint-Denis statt.

Was kommt nach der Euro?

Der Vergabe der EURO 2016 an Frankreich im Mai 2010 wurde mit großer Erleichterung aufgenommen. Das Trauma der Niederlage der Pariser Olympiabewerbung fünf Jahre zuvor gegen London steckte den französischen Verantwortlichen noch in den Knochen. Auch war infolge der WM 2006 in Deutschland immer deutlicher geworden, wie wichtig ein solches Großereignis für die Entwicklung des Fußballs sein kann – insbesondere dank des nachhaltigen Ausbaus der Stadion-Infrastruktur. Mehrere von der Regierung in Auftrag gegebene Gutachten zur (nachlassenden) Wettbewerbsfähigkeit des französischen Profifußballs hatten deutlich gemacht, dass ein neuer Schub dringend benötigt wurde.

Die Euro lässt nun wieder auf bessere Zeiten hoffen. Die erhoffte Infrastruktur ist definitiv vorhanden, das Potential der Nationalmannschaft mit ihrem emblematischen, respektierten Trainer Didier Deschamps war seit den Zeiten Zidanes nicht mehr so hoch, mit Paris Saint-Germain hat die Liga wieder eine echte Lokomotive, die auch die Möglichkeiten aufzeigt, die durch neue Investoren entstehen können.

Auch zeichnet sich eine neue Landkarte des französischen Fußballs ab: die Zeiten der Überraschungsmeister aus kleineren Provinzstädten wie die AJ Auxerre (1996), der RC Lens (1998) oder der Montpellier HSC (2012) scheinen definitiv vorbei. Und auf die totale Dominanz des PSG – vier Meistertitel hintereinander in perfekter Parallele zu den Bayern – könnte auch wieder etwas Spannung durch glaubwürdige Herausforderer zukommen. Mittelfristig wird Lyon mit seinem eigenen Stadionkonzept ganz neue Möglichkeiten haben, und Marseille wartet nur auf einen verlässlichen Investor, der Ordnung ins Chaos bringt und das ungeheure Potential dieses in einer fußballverrückten Stadt angesiedelten Clubs abrufte. Dahinter stehen interessante Außenseiter mit Bordeaux, Lille und Nizza bereit – Städte, die jetzt alle auf Jahre hinaus mit einem Top-Stadion ausgestattet sind und auch über die notwendige Bevölkerungsdichte und Wirtschaftskraft verfügen. Wenn da die richtigen Leute ans Ruder kommen, ist viel machbar. Nicht zu vergessen: der Sonderfall Monaco mit seinem steuerlichen Wettbewerbsvorteil, an dem sich regelmäßig die Gemüter erhitzen, und vielleicht das nicht unterzukriegende Saint-Étienne.



Dazu kommt, dass das Spektakel der Ligue 1 in den letzten zwei, drei Jahren – wahrscheinlich dank der Vorbildrolle des PSG – sich wieder deutlich verbessert hat. Die Mannschaften haben das Toreschießen wiederentdeckt, und das technische Niveau ist unverändert hoch.

Für den bekannten Sportjournalisten Rainer Kalb, der seit über dreißig Jahren schreibend in beiden Sprachen zwischen dem deutschen und französischen Fußball vermittelt, ist der französische Fußball attraktiver als sein Image. Damit dies in Europa wieder sichtbarer zu Tage tritt, habe er in den nächsten Jahren neben den finanziellen Herausforderungen vor allem ein Problem mit der Mentalität seiner Spitzenspieler zu lösen:

„Der französische Fußball muss dringend seine Nachwuchsarbeit in Frage stellen, in der er seine ehemalige Vorbildrolle verloren hat. Zwar werden Talente in großer Zahl produziert, aber mit der Erziehung hapert es gewaltig. Die Nationalspieler spielen in ihren europäischen Top-Clubs groß auf, müssen aber endlich wieder lernen, in der Nationalelf Mannschaftsgeist zu entwickeln und ihren individuellen Egoismus zurückzustellen.“

Recht hat er. Die Euro wäre die beste Gelegenheit, mal wieder ein Ausrufezeichen zu setzen. Wenn es Didier Deschamps nicht schafft, seinen Schützlingen Mannschaftsgeist einzuflößen, dann schafft es keiner mehr.

Fazit: Im Sommer 2016 steht der französische Fußball an einer Wegkreuzung. Eine gewisse Aufbruchsstimmung ist durchaus zu spüren, die sportlichen und wirtschaftlichen Vorzeichen waren schon lange nicht mehr so gut. Was jetzt fehlt, ist eine emotionale Initialzündung. Kommen kann sie eigentlich nur von den Blauen. In diesem Sinne: „Allez, les Bleus!“



Rainer Kalb, ein sportjournalistischer Mittler zwischen Deutschland und Frankreich.



IMPRESSUM

Herausgeber

DFB-Kulturstiftung
Otto-Fleck-Schneise 6
60528 Frankfurt am Main
Telefon: 069 6788-452 oder -519
Fax: 069 67886519
E-Mail: olliver.tietz@dfb.de
www.dfb-kulturstiftung.de

Koordinationsstelle Fanprojekte
(KOS) bei der Deutschen Sportjugend
Otto-Fleck-Schneise 12
60528 Frankfurt am Main
Telefon: 069 6700357
Fax: 069 67730000
E-Mail: kos.fanprojekte@dsj.de
www.kos-fanprojekte.de

Die KOS wird gefördert aus Mitteln des Kinder- und Jugendplans des Bundes (KJP) vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und des Deutschen Fußball-Bundes (DFB).

Veröffentlicht im Mai 2016

Auflage: 10.000 Exemplare

Verantwortlich für den Inhalt

Olliver Tietz (DFB-Kulturstiftung),
Michael Gabriel (Koordinationsstelle
Fanprojekte)

Konzeption und Koordination

Maren Feldkamp, Michael Gabriel,
Albrecht Sonntag, Olliver Tietz

Grafische Konzeption

Technische Gesamtherstellung

Ruschke und Partner
Feldbergstraße 57
61440 Oberursel

Autoren

Polo Breitner, Yvan Gastaut, Nicolas
Hourcade, Sébastien Louis, Géraldine
Maillet, Mathieu Monoky, Williams
Nuytens, David Ranc, Daniel Riolo,
Albrecht Sonntag

Bildnachweis

Polo Breitner, Yvan Gastaut, Nicolas Hourcade, Sébastien Louis, Géraldine Maillet, Mathieu Monoky, Williams Nuytens, David Ranc, Daniel Riolo, Albrecht Sonntag; Jack Guez/AFP/Getty Images; Popperfoto/Getty Images; Mathieu Monoky; RC Lens; Eric Desanois; Philippe Huguen/AFP/Getty Images; A. Aymonier/La Région des Musées; Julian Finnes/Getty Images; Keystone/Getty Images; Stephane Mantey/Corbis/VCG via Getty Images; Denis Charlet/AFP/Getty Images; Jean-Pierre Duplan/CRT; Eric Pollet; Franck Fife/AFP/Getty Images; Staff/AFP/Getty Images; Keystone-France/Gamma-Rapho via Getty Images; Manuel Litran/Paris Match via Getty Images; Patrick Jarnoux/Paris Match via Getty Images; AFP/Getty Images; Benjamin Auger/Paris Match via Getty Images; Xavier Laine/Getty Images; OTI Plaine Commune Grand Paris; David Wolff-Patrick/Redferns via Getty Images; Richard Bord/WireImage; Chesnot/Getty Images; Foc Kan/WireImage; Michel Piquemal/Michel Barraud/Georges Beutter/Icon Sport via Getty Images; Jean-Luc Petit/Gamma-Rapho via Getty Images; Robert Grahn/AFP/Getty Images; Jett Pachoud/AFP/Getty Images; Marcus Brandt/Bongarts/Getty Images; Martin Rose/Bongarts/Getty Images; Visual Studies Workshop/Getty Images; Chaix et Morel Associés/Ville de Saint-Étienne; AS Saint-Étienne/Musée des Verts; Keith Hailey/Popperfoto/Getty Images; Saint-Étienne Tourisme/C. Roy; Saint-Étienne Tourisme/C. Roy/Architecte Manuelle Gautrand; Agence LIN; Bongarts/Getty Images; Horst Haitzinger; Bob Martin/Sports Illustrated/Getty Images; Olivier Morin/AFP/Getty Images; Caroline Blumberg/Icon Sport via Getty Images; FCG-B/D. Le Lann; Stu Forster/Allsport; Georges Gobet/AFP/Getty Images; Christophe Bouthé; Gilles Arroyo; Francois Poincet; Pascal Pavani/AFP/Getty Images; David Cannon/Allsport; Manuel Blondeau/Icon Sport via Getty Images; Remy Gabalda/AFP/Getty Images; Jose Manuel Herrador; Shutterstock; Joern Pollex/Getty Images; Fred Tanneau/AFP/Getty Images; Olaf Protze/LightRocket via Getty Images; Boris Horvat/AFP/Getty Images; Unionsverlag; Panier, ruelle/H.AUER; Gerard Julien/AFP/Getty Images; Beate Mueller/Bongarts/Getty Images; Doug Pensinger/Allsport; Valéry Hache/AFP/Getty Images; OTCNICE; Jean Christophe Magnenet/AFP/Getty Images; Thomas Starke/Bongarts/Getty Images; Bernard Chenez, La Poste, 1994

Mal ganz ehrlich: Interessieren Sie sich für den französischen Fußball? Wären Sie in der Lage, den Rekordmeister zu nennen oder den Überraschungsmeister von 2012? Wie kommt es, dass wir Frankreich als einzigartiges Kultur- und Reiseland schätzen, insgeheim sein „Savoir-vivre!“ bewundern und doch so wenig Interesse für seine Populärkultur und selbst seinen Fußball als populärste aller Kulturen entwickeln? Im Fußballkultur-Reiseführer zur EURO 2016 stellen zehn französische Autorinnen und Autoren ihre Fußballstädte von Lille bis Marseille mit einer schillernden lokalen Fußballgeschichte und -kultur vor: Frankreich, der unbekannte Nachbar.



www.dfb-kulturstiftung.de



www.kos-fanprojekte.de